

ch Reihe an den Schulen | Collection ch dans les écoles | Collana ch nelle scuole

Renato MARTINONI
La Campana di Marbach / Die Glocke von Marbach.
Antonio Ligabue

Original / Originale: La Campana di Marbach

Ugo Guanda Editore, Milano, 2020

336 Seiten / pagine

€ 19.00

ISBN 978-8-82352-634-1

www.guanda.it

Übersetzung / Traduzione: Die Glocke von Marbach

Limmat Verlag, Zürich, 2023

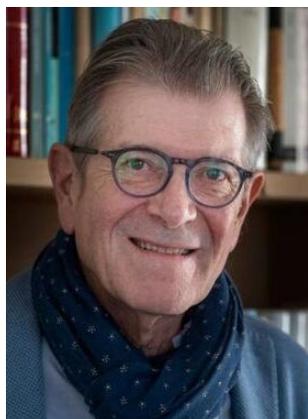
Übersetzt von / tradotto da Diana Bischofberger

384 Seiten / pagine

CHF 32.00

ISBN 978-3-03926-058-4

www.limmatverlag.ch



Der Autor

Renato Martinoni, geboren 1952 in Muralto, emeritierter Professor für italienische Sprache und Literatur an der Universität St.Gallen, hat neben zahlreichen literaturwissenschaftlichen Publikationen auch belletristische Werke veröffentlicht. Renato Martinoni lebt in Minusio.

Die Übersetzerin

Diana Bischofberger, geboren 1966 in Zürich, wuchs zweisprachig in Appenzell auf und studierte Phil 1 in Fribourg. Heute unterrichtet sie Sprachen (Italienisch, Englisch und Latein) an der Oberstufe Flade St.Gallen und engagiert sich im Verein Società Dante Alighieri St.Gallen. Sie lebt in Niederteufen.



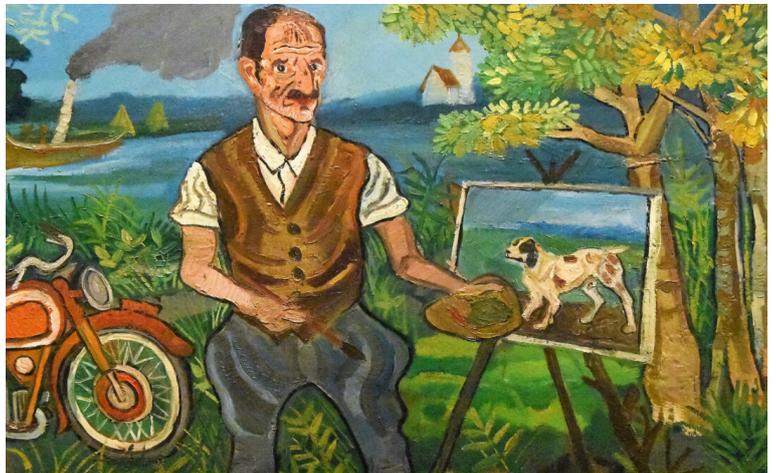
Renato MARTINONI

La Campana di Marbach / Die Glocke von Marbach

Antonio Ligabue. Der italienische van Gogh

Der kleine Antonio spricht kaum. Wenn, dann flucht er. Er sieht seltsam aus mit seinem unförmigen Kopf auf dem krumm wachsenden Körper. Die anderen Kinder lachen ihn aus, nennen ihn «Tschingg». Dabei spricht der Junge, der den Namen eines ihm unbekanntes Stiefvaters trägt, kein Wort Italienisch. Zuflucht findet Antonio bei den Kaninchen, in den bunten Bildern mit exotischen Tieren auf den Lebensmittelverpackungen und bald auch in der Malerei.

Renato Martinoni geht von historischen Dokumenten und den künstlerischen Werken Antonio Ligabues (1899–1965) aus, um die Geschichte der ersten zwanzig Lebensjahre des «italienischen van Gogh» in der Schweiz zu erzählen. So verschmelzen bittere Realität und geheimnisvolle Magie zu einem Roman, der dem Weg von Antonios Mutter aus den dolomitischen Tälern in die Ostschweiz folgt, wo ihr Sohn, bei allen als «der Verrückte» bekannt, zwischen einer Pflegefamilie, einer Erziehungsanstalt und der psychiatrischen Klinik aufwächst, bis er mit zwanzig Jahren nach Italien ausgewiesen wird. Dabei werden die Erinnerungen an die Landschaften der Ostschweiz, ihre Farben und Stimmungen und der sehnsuchtsvolle Klang der Glocken lebendig – wie in den Bildern Ligabues.



Pressestimmen

Radio SRF 2 Kultur, Kultur Aktualität, 29.04.2021, 7:06 Uhr.

Filmbesprechung "Volevo nascondermi"

<https://www.srf.ch/kultur/film-serien/neu-im-kino-in-der-seele-des-kuenstlers-antonio-ligabue-bruellte-ein-genie>

Portrait und Kurzfilm zum Werk von Antonio Ligabue für die Ausstellung von 2019 im Museum im Lagerhaus (heute: open art museum), St. Gallen

Antonio Ligabue – der Schweizer Van Gogh

<https://arttv.ch/kunst/museum-im-lagerhaus-antonio-ligabue-der-schweizer-van-gogh/>

Auszug: Kapitel "Chi è quell'uomo?" und die deutsche Übersetzung "Wer ist jener Mann?"

«Chi è quell'uomo?» mi sono chiesto fissando uno specchio. «Perché mi scruta così?» «C'è un velo di sospetto nelle sue pupille. C'è un'aria maligna nel suo sguardo.» «Sembra che voglia sfidarmi.» «Pare che debba fuggire.» «Non lo conosco. Non voglio sapere chi è.» «Mi inquieta l'aria di stanchezza che si legge nelle iridi, nelle rughe, nella barba malfatta, nelle labbra che sporgono.» «La paura.» «Il terrore.» «Un animale braccato.» «La sofferenza.» «Il male di vivere.» «L'angoscia.» «Non l'ho mai visto. Non voglio rivederlo.» Allora gli ho domandato: «Chi sei? Come ti chiami? Vuoi qualcosa da me?» Io non so come sono fatto fuori. Non mi interessa saperlo. So come sono fatti gli altri. Gli uomini, le bestie, i campanili, i fiori, il cielo. «Quello che vedi sono io e sei tu» ha detto l'uomo. «Io sono io. Tu sei tu» gli ho risposto. Poi mi è montata la rabbia in corpo. «Vattene!» ho urlato. «Non voglio più incontrarti.» Ho sbattuto lo specchio contro un sasso e lo specchio si è spaccato. In ognuno dei frammenti c'era una parte dell'uomo. «Non farti più trovare» gli ho detto. «Non voglio rivederti.» Poi l'ho ritrovato. Era l'alba e la luce era rossa e d'argento. Cercavo una salamandra, nell'acqua, ed è apparso all'improvviso. «Ancora tu!» ho gridato. Lo confesso: ero pieno di spavento. Invece della salamandra c'era un volto. L'ho guardato fisso. Due occhi scuri. Un naso grosso e ricurvo, pieno di croste di sangue. Due piccoli baffi. Due labbra sporgenti, umide di saliva. Un mento pronunciato. Un

Wer ist jener Mann?

«Wer ist jener Mann?», fragte ich mich, als ich in den Spiegel starrte. «Warum mustert er mich so?» – «Ein Schleier des Misstrauens liegt in seinen Pupillen. Ein Hauch von Bosheit in seinem Blick.» – «Erscheint mich herausfordern zu wollen.» – «Offenbar muss er fliehen.» – «Ich kenne ihn nicht. Ich will auch nicht wissen, wer er ist.» – «Der Ausdruck von Müdigkeit, den man in seinen Augen lesen kann, in seinen Falten, in seinem Stoppelbart, in seinen wulstigen Lippen, beunruhigt mich.» – «Die Angst.» – «Das Grauen.» – «Ein gejagtes Tier.» – «Das Leiden.» – «Der Lebensschmerz.» – «Die Todesangst.» – «Ich habe ihn nie gesehen. Ich will ihn nicht wiedersehen.» Dann fragte ich ihn: «Wer bist du? Wie heißt du? Willst du etwas von mir?» Ich weiß nicht, wie ich aussehe. Ich will es gar nicht wissen. Ich weiß, wie die anderen aussehen. Die Menschen, die Tiere, die Glockentürme, die Blumen, der Himmel. «Was du siehst, das bin ich und das bist du», sagte der Mann. «Ich bin ich. Du bist du», antwortete ich ihm. Dann stieg die Wut in mir auf. «Verschwinde!», schrie ich. «Ich will dir nicht mehr begegnen.» Ich schmetterte den Spiegel gegen einen Stein und der Spiegel zerbrach. In jeder Scherbe war ein Teil des Mannes. «Lass dich nicht mehr blicken», sagte ich zu ihm. «Ich will dich nicht wiedersehen.» Dann fand ich ihn wieder. Es dämmerte, und das Licht war rot und silbern. Ich hielt im Wasser Ausschau nach einem Salamander, und plötzlich tauchte er auf. «Du schon wieder!», schrie ich. Ich gestehe: Ich war zutiefst erschrocken. Anstelle des Salamanders war ein Gesicht zu sehen. Ich starrte es an. Zwei dunkle Augen. Eine große, gebogene Nase voller Blutkrusten. Ein kleiner Schnurrbart. Wulstige, speicheltriefende Lippen. Ein ausgeprägtes Kinn. Ein Kropf wie jener der Kröten. Zwei große Segelohren. Noch mehr Blutspuren

gozzo come quello dei rospi. Due grandi orecchie a sventola. Altre croste di sangue sulla tempia. La fronte priva di capelli. Uno sguardo pieno di paura. Come un animale braccato. Uno sguardo pieno di dolore. Come una bestia ferita. «Perché mi osservi?» Non ha risposto. «Per la prima volta mi piaci» gli ho detto. «Tu non sei come gli altri.» Allora ogni giorno sono tornato allo stagno e ho cercato l'uomo. Lui era sempre lì. Pareva che sapesse che sarei arrivato. Ogni volta che l'ho visto nell'acqua gli ho chiesto: «Chi sei? Come ti chiami?» «Quello che vedi sono io e sei tu» mi ha detto l'uomo. Sapendo di farmi arrabbiare. Ma io non gli ho più parlato. Ogni volta era uguale e diverso. Un giorno portava la barba e l'orecchio destro era più a sventola del solito. Un altro giorno guardava davanti a sé e il gozzo sembrava il pene di un cane. Un'altra volta ancora il labbro sporgeva come per bere l'acqua quando piove. Finalmente una mattina di primavera il suo sguardo mi è parso più amichevole. Ma la volta dopo i tratti del volto erano tornati duri e cattivi. Mi è sembrato

un animale vecchio e affamato
 un carcerato dietro le sbarre
 un cane che domanda perdono
 un lupo che sta per azzannarti
 un bruto che ha appena ucciso un bambino nel bosco
 un uomo che non ha più nulla da chiedere alla vita (nello specchio d'acqua sono passati due uccelli)
 un matto, di quelli che dormono negli stanzoni dei manicomi
 un vecchio che aspetta la morte (in quel momento una libellula si è posata sui suoi capelli)
 la maschera di un cadavere
 una faccia che sembra rubata dalle figurine Liebig
 un contadino che ha caldo
 un carrettiere che ha freddo
 uno che vorrebbe chiedere aiuto ma non ne ha la forza

an der Schläfe. Eine unbehaarte Stirn. Ein angsterfüllter Blick. Wie der eines gejagten Tieres. Ein schmerzgefüllter Blick. Wie der einer verwundeten Bestie. «Warum beobachtest du mich?» Er antwortete nicht. «Zum ersten Mal mag ich dich», sagte ich zu ihm. «Du bist nicht wie die anderen.» Also ging ich jeden Tag zum Teich zurück und suchte den Mann. Er war immer dort. Er schien zu wissen, dass ich kommen würde. Jedes Mal, wenn ich ihn im Wasser sah, fragte ich ihn: «Wer bist du? Wie heißt du?» – «Was du siehst, das bin ich und das bist du», sagte der Mann zu mir. Wohl wissend, dass er mich wütend machte. Aber ich sprach nicht mehr mit ihm. Jedes Mal sah er gleich und doch anders aus. An einem Tag trug er einen Bart und sein rechtes Ohr stand mehr ab als sonst. An einem anderen Tag schaute er vor sich hin und sein Kropf sah aus wie ein Hundepenis. Und ein weiteres Mal schob sich seine Lippe vor, wie um Wasser zu trinken, wenn es regnet. An einem Frühlingmorgen endlich erschien mir sein Blick freundlicher zu sein. Doch beim nächsten Mal waren seine Gesichtszüge wieder hart und böse. Er schien mir wie

ein altes und ausgehungertes Tier
 ein Gefangener hinter Gittern
 ein Hund, der um Vergebung bittet
 ein Wolf, der dich sogleich beißen wird
 ein Unmensch, der soeben ein Kind im Wald getötet hat
 ein Mann, der nichts mehr vom Leben zu erwarten hat (im Spiegelbild des Wassers sind zwei Vögel vorbeigeflogen)
 ein Verrückter, einer von denen, die in den großen Schlafsälen der Irrenanstalten schlafen
 ein alter Mann, der auf den Tod wartet (in diesem Moment hat sich eine Libelle auf seine Haare niedergelassen)
 eine Totenmaske
 ein Gesicht, das aussieht, als wäre es aus einem Liebig-Sammelbild entführt worden
 ein Bauer, der schwitzt

uno che ti dice: « non mi freggi », « sono piu furbo di te »
uno che vuol distruggere tutto
uno che vuole partire per sempre
un uomo che ha preso un pugno sul labbro
uno che è appena caduto e si è sfracellato la faccia
un uomo che hanno appena bastonato
un uomo imbalsamato
un uomo uscito dall'osteria dopo avere bevuto
una bottiglia di lambrusco
un uomo mangiato dalla fame
un uomo mangiato dai vermi
un uomo che sbuffa perché ne ha abbastanza della vita
un uomo che sta per sparire
un uomo che sta per fuggire
un uomo che chiede perdono, mentre un tafano lo punge
un uomo che dice: « Non ce la faccio più! »
un uomo che guarda con occhi assenti
un uomo che non si sa se gli scappa da ridere o da piangere
un uomo che scoppia dalla rabbia
un uomo che soffre e ha gli occhi pieni di lacrime
un uomo che ha una giacca troppo larga che forse gli metteranno
quando sarà morto nella bara
un uomo che bestemmia
un uomo che si sta perdendo nella nebbia dell'autunno
un uomo che sta per rubare una gallina
un uomo che sfida chi lo guarda (c'è un cane da caccia con lui)
un uomo che sta per dire: « crepa »
un uomo che sta per urlare
un uomo che si è grattato la testa perché non sa più dove andare
un uomo che finalmente ha deciso che cosa farà
un uomo smangiato dalle sanguisughe
un uomo smangiato dai tafani
un uomo smangiato dalle zanzare

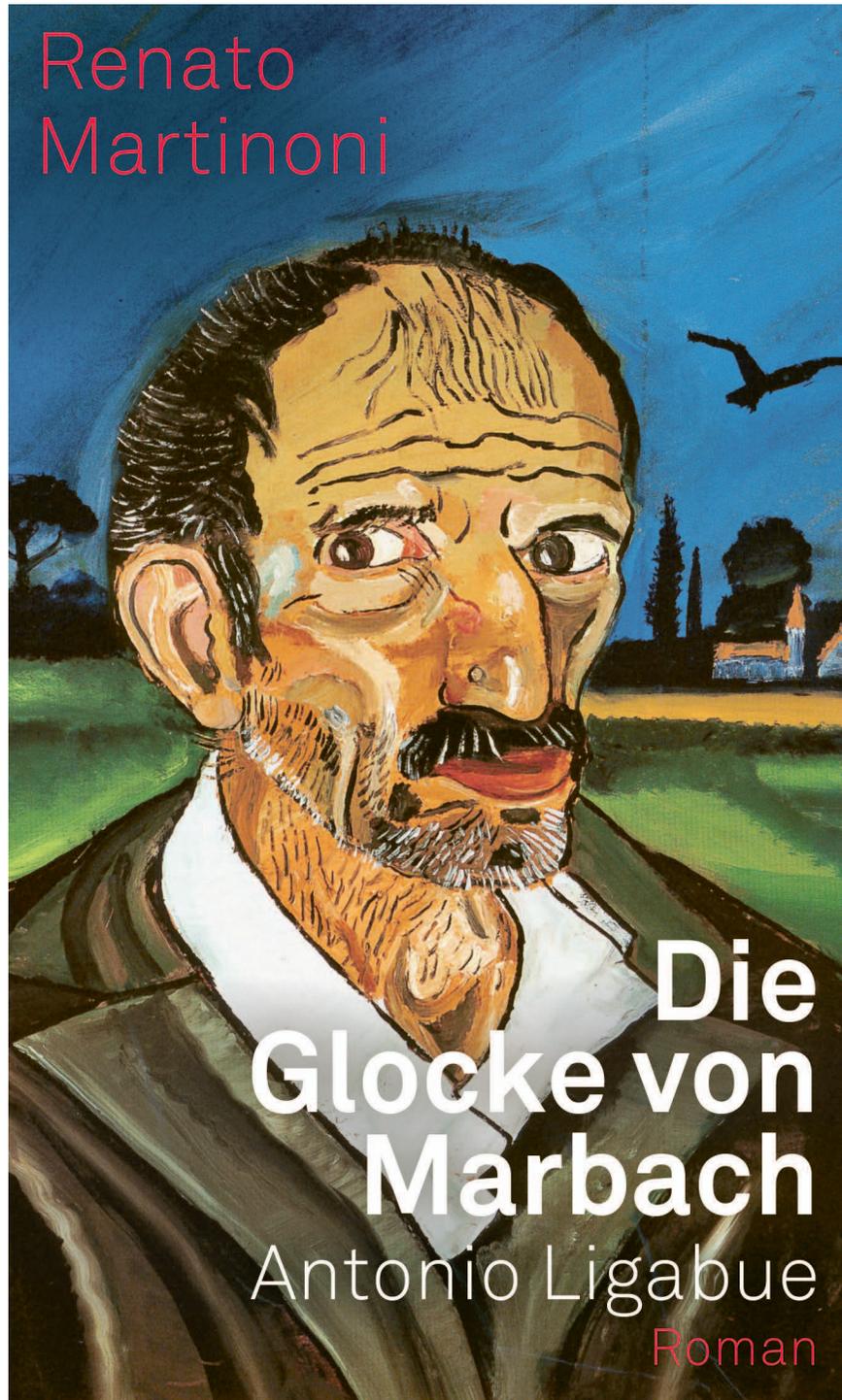
ein Fuhrmann, der friert
einer, der um Hilfe bitten möchte, aber die Kraft dazu nicht hat
einer, der zu dir sagt: «Du kannst mir nichts vormachen,
ich bin schlauer als du»
einer, der alles zerstören will
einer, der für immer verschwinden will
ein Mann, der einen Faustschlag auf die Lippe bekommen hat
einer, der beinahe gestürzt ist und sich das Gesicht zerschla-
gen hat
ein Mann, den man soeben verprügelt hat
ein ausgestopfter Mann
ein Mann, der aus dem Wirtshaus gekommen ist, nachdem
er eine Flasche Lambrusco getrunken hat
ein von Hunger ausgezehrter Mann
ein von Würmern zerfressener Mann
ein Mann, der schnaubt, weil er lebensmüde ist
ein Mann, der bald verschwinden wird
ein Mann, der bald fliehen wird
ein Mann, der um Vergebung bittet, während ihn eine
Bremsenbremse sticht
ein Mann, der sagt: «Ich kann es nicht mehr ertragen!»
ein Mann, der mit ausdruckslosen Augen vor sich hin starrt
ein Mann, von dem man nicht weiß, ob er sogleich in
Lachen oder Weinen ausbricht
ein Mann, der vor Wut platzt
ein Mann, der leidet und dessen Augen voller Tränen sind
ein Mann, der eine zu große Jacke trägt, die sie ihm viel-
leicht auch anziehen werden, wenn er tot im Sarg liegt
ein Mann, der flucht
ein Mann, der sich im Herbstnebel verliert
ein Mann, der ein Huhn stehlen will
ein Mann, der denjenigen herausfordert, der ihn betrachtet
(ein Jagdhund steht bei ihm)

*un uomo che parla come le anatre
un uomo di legno
un uomo di pietra
un uomo di terracotta
un uomo che non ha più voglia di lottare
un uomo che sembra un Cristo in croce
un uomo che dice: «ciao».*

Allora ho deciso di farmi un ritratto. Molti, quando mi guardano, vedono solo con gli occhi. Sembrano tutti uguali i miei autoritratti. Due pupille scure. Un naso grosso e ricurvo, pieno di croste di sangue. Due piccoli baffi. Due labbra sporgenti, umide di saliva. Un mento pronunciato. La barba non fatta. Un gozzo come quello dei rospi. Due grandi orecchie a sventola. Altre croste di sangue sulla tempia. La fronte priva di capelli. A volte nascondo il gozzo, altre volte lo metto bene in vista. Non è vero che sono tutti uguali i miei ritratti. Sono le facce dell'uomo che ho visto ogni giorno nell'acqua. Un uomo sempre identico e sempre diverso. È lì che ci siamo conosciuti. Sono le facce dell'uomo che non vedrò più nell'acqua. È un uomo che soffre. È un uomo che piano piano si distrugge. È un uomo che muore. Qualche volta lo amo. Quasi sempre lo odio.

*ein Mann, der demnächst sagt: «Krepier!»
ein Mann, der sogleich schreien wird
ein Mann, der sich den Kopf zerkratzt hat, weil er nicht
mehr weiß, wohin er gehen soll
ein Mann, der sich endlich entschieden hat, was er tun wird
ein von Blutegeln ausgesaugter Mann
ein von Bremsen gebissener Mann
ein von Mücken zerstocheener Mann
ein Mann, der schnattert wie die Enten
ein Mann aus Holz
ein Mann aus Stein
ein Mann aus Ton
ein Mann, der nicht mehr kämpfen will
ein Mann, der aussieht wie Christus am Kreuz
ein Mann, der sagt: «Tschau.»*

Dann beschloss ich, ein Porträt von mir selbst anzufertigen. Viele schauen nur mit den Augen, wenn sie mich betrachten. Meine Selbstporträts scheinen alle gleich zu sein. Zwei dunkle Augen. Eine große, gebogene Nase voller Blutkrusten. Ein kleiner Schnurrbart. Wulstige, speicheltriefende Lippen. Ein ausgeprägtes Kinn. Ein Stoppelbart. Ein Kropf wie jener der Kröten. Zwei große Segelohren. Noch mehr Blutspuren an der Schläfe. Eine unbehaarte Stirn. Manchmal verstecke ich den Kropf, manchmal stelle ich ihn offen zur Schau. Es stimmt nicht, dass alle meine Porträts identisch sind. Es sind die Gesichter des Mannes, den ich jeden Tag im Wasser gesehen habe. Eines Mannes, der immer gleich und immer anders ist. Dort haben wir uns kennengelernt. Es sind die Gesichter des Mannes, den ich im Wasser nicht mehr sehen werde. Es ist ein Mann, der leidet. Es ist ein Mann, der sich langsam selbst vernichtet. Es ist ein Mann, der stirbt. Manchmal liebe ich ihn. Beinahe immer hasse ich ihn.



Renato
Martinoni

Die
Glocke von
Marbach

Antonio Ligabue
Roman

Renato
Martinoni

**Die
Glocke von
Marbach**

Antonio Ligabue
Roman

Aus dem Italienischen von Diana Bischofberger

Limmat Verlag
Zürich

Manchmal summte er vor sich hin und ahmte
das Läuten der Glocken nach, das er in
seinen Kindheitserinnerungen mit sich trug.

Antonio Ligabues Fahrer

Was ich denke, Glocken rufens, Wagen knarrens,
Hunde bellens, Vögel singens.

*Eugen Bleuler, Dementia praecox oder
Gruppe der Schizophrenien*

And if you hear as the warm night falls
The silver sound from a time so strange.

Pink Floyd, Fat Old Sun

Für Celeste,
und für seine hellblauen Augen,
wie die Himmel von Ligabue

ERSTER TEIL

11 Zürich (1899) | 18 Frauenfeld (1900)
25 Amriswil (1901) | 33 Egnach (1904) | 40 Hagen-
buchwald (1904) | 46 Tablat (1907)
55 St.Gallen (1908) | 62 Sie nennen mich Antonio

ZWEITER TEIL

67 Veltheim (1902) | 75 Walensee (1902)
83 Sargans (1904) | 90 Walenstadt (1906) | 97 Werden-
berg (1909)

DRITTER TEIL

111 Villagrande (1877) | 120 Neumarkt (1888)
126 Roveré della Luna (1892) | 130 Martincelli (1898)
137 San Michele all'Adige (1898)
144 Cencenighe (1899) | 155 Monte Pelsa (1899)
163 Es ist ein Geheimnis | 167 Nave San Rocco (1899)
174 Rheintal (1899)

VIERTER TEIL

183 Tablat (1910) | 190 Heerbrugg (1910) | 201 Buch-
wald (1911) | 207 Tablat (1912) | 214 Widnau (1913)
227 Tablat (1913) | 235 Rheintal (1913)

242 Marbach (1913) | 249 Oberfeld (1913)
256 Gäbris (1913) | 266 Vor einiger Zeit habe ich ein
Bild gemalt | 269 St.Gallen (1913) | 277 Tablat (1914)
282 Marbach (1914) | 291 Oberfeld (1914)
297 Marbach (1915)

FÜNFTER TEIL

305 Häggenschwil (1915) | 311 Wer ist jener Mann?
315 Thal (1916) | 322 Pfäfers (1917)
330 St.Pirminsberg (1917) | 341 Gesichter wie meines
flößen Angst ein | 343 Romanshorn (1917)
350 Urnäsch (1919) | 357 Herisau (1919)
365 Como (1919)

ANHANG

374 Anmerkung des Autors | 375 Glossar
377 Lieder und Sprichwörter

ERSTER TEIL

Zürich (1899)

Antonio Ligabue. Oder besser gesagt: Antonio Laccabue, wie wir ihn nennen werden, denn dies ist sein richtiger Name, und Namen sind heilig, wird am 18. Dezember 1899 in Zürich geboren. Es ist Montag und die Stadt atmet Weihnachtsluft. In den Schaufenstern der Bahnhofstraße. Entlang der Ufer der Limmat. Auf dem Hügel von Fluntern, in Villen und Gärten. In den verrufenen Gassen des Niederdorfs. Im Stadtkreis Außersihl, jenem der Gastarbeiter, der italienischen, deutschen, österreichischen und polnischen Immigranten, wo der Gestank von frittiertem Essen und von Schweiß unerträglich ist. Überall liegt Weihnachtsstimmung in der Luft. In den Häusern der Reichen und in den armseligen Unterkünften.

Es ist spätnachts und Schnee fällt auf die Fensterbank. Maria Elisabetta Costa hält ihren neugeborenen Antonio im Arm, mit einem Kloß im Hals und einem bitteren Geschmack auf der Zunge. Sie ist eine italienische Auswanderin. Eine von vielen, die ihre Heimat mit einem Wunsch im Herzen und einem Traum im Geist verlassen haben. Ihr Wunsch ist es, sich aus den Fesseln der Familie zu lösen. Und ihr Traum, genug zu sparen, um das Leben selbst in die Hand nehmen zu können, was auch immer kommen möge. Maria Elisabetta hatte die Beata Vergine della Salute in der Kirche von Caviola darum gebeten. Dann war sie auf den Kirchhof hinausgegangen, um im Licht des Sonnenuntergangs die rosafarbenen Gipfel der Dolomiten, die braunen, vom Wind gestreichelten Wälder, die tiefgrünen Almen und

die gelben und violetten Blumenfelder zu grüßen. Manchmal geschieht, was nicht geschehen darf. So hatte sie beschlossen, wegzugehen. Zunächst aus Verwirrung. Dann aus Scham. Und schließlich aus Angst.

«Schlafen Sie jetzt!», befiehlt die Krankenschwester. «Wie kann man schlafen», denkt die junge Mutter, «wenn man an das Geschehene denkt, wie ausruhen, wenn man sich die Zukunft vorstellt?» Bald wird das Jesuskind wieder geboren. Auch im Biois-Tal, auf den Bergen, in der nach Harz duftenden Wärme der Häuser und in den kalten, rauchigen Höhlen, in die sich die Hirten manchmal nachts zurückziehen. Dort oben ist die Welt seit Jahrtausenden stehen geblieben. Als ob alles, vielleicht durch den Willen Gottes oder durch die Bosheit eines hinterlistigen Wesens, vielleicht des Matharól, plötzlich zum Stillstand gekommen wäre. Die Dorfbewohner werden das Kind in der geschnitzten Holzkrippe neben dem Altar von Sant'Antone besuchen. Sie werden alte, frohe oder von Trauer erfüllte Lieder singen. In der Weihnachtsnacht dann, wenn sie nach Hause zurückkehren, werden sie vor der Nachtruhe in Sahne gekochte Polenta essen.

Martino Soppelsa wird in seinem Heuschuppen, der *tabià*, am Feuer schlafen, während draußen in der Lichtung das Buchenholz unter dem feuchten Mantel der Erde glimmt. Er wird die Schaufel fassen und ein Kreuzzeichen in die Erde machen. Dann wird er eine Lunte anzünden, das Feuer freilegen und feststellen, dass der Holzhaufen zu Kohle verbrannt ist. Oder vielleicht ist Martino ins Dorf hinabgestiegen. Auch für ihn ist es Weihnachten. Jemand wird gehört haben, wie er mit seinen *scarpe da fèr*, den beschlagenen Schuhen, die steinigen Wege des Monte Pelsa heruntergestiegen ist. «Es ist der Sohn der Witwe.» – «Der *carbonèr* kommt. Der Köhler.»

«Ob Martino wohl bereits im Dorf unten angekommen ist?»

«Der *carbonèr*.»

Draußen fällt dichter Schnee. Maria Elisabetta möchte ihren schlafenden Sohn streicheln. Doch eine geheimnisvolle Hand hält sie zurück. Tausend Gedanken gehen ihr durch den Kopf. Er ist armseliger als das Jesuskind. Wird sie ihn lieben können? Und wird sie eine gute oder eine schlechte Mutter sein? Sie sorgt für sich selbst und arbeitet in einer Fabrik. Aber sie hat keine eigene Familie. Und noch schlimmer ist, dass sie die Zügel ihres Schicksals nicht mehr in eigenen Händen hält. Wer weiß, ob die Madonna della Salute ihr helfen wird? Sie ist achtundzwanzig Jahre alt. Und sie ist nicht verheiratet. Sie werden das Neugeborene unter ihrem Namen registrieren. Der Sachbearbeiter des Einwohneramtes wird, ohne ihr ins Gesicht zu schauen, schreiben: «Am achtzehnten Dezember des Jahres eintausendachthundertneunundneunzig, um einundzwanzig Uhr vierzig, wurde in Zürich Costa Antonio geboren, Sohn der Costa Elisabetta, italienische Staatsangehörige, Bürgerin von Vallada Agordina (Belluno), wohnhaft in Frauenfeld (Kanton Thurgau), Tochter des Costa Matteo und der Maria geborene Bogo.» Costa Antonio von Costa Elisabetta. Den Namen des Vaters kennt man nicht. Eines richtigen Vaters, der ihn an die Hand nimmt, ihm den Weg zeigt und ihm hilft, erwachsen zu werden, ins Leben zu treten. «Es gibt keinen Vater und es wird auch nie einen geben», denkt die junge Auswanderin und fühlt sich sehr einsam.

Maria Elisabetta trägt neben dem Namen ihrer Großmutter auch die Namen von zwei Müttern, jener von Jesus und jener des Täufers. Sie lebt im Nordosten der Schweiz. «Jenseits des Sees», erzählen ihre Arbeitskolleginnen, «liegt links Deutschland und rechts Österreich.» – «Eines Sonn-

tags werden wir mit dem Boot hinausfahren.» – «Geranien blühen auf den Fensterbänken in Meersburg.» – «Es gibt dort viele hübsche Burschen.» – «Wie groß doch die Welt ist!», denkt die junge Frau. «Früher glaubte ich, die Welt und meine Heimat seien ein und dasselbe. Stattdessen ist das Biois-Tal vom San-Pellegrino-Pass bis nach Agordo nur so klein wie ein Taschentuch!» Eigentlich gibt es auch in Frauenfeld, dem Hauptort des Kantons Thurgau, ein Spital. Warum begibt sich Maria Elisabetta zur Entbindung in die etwa fünfzig Kilometer entfernte Frauenklinik in einem anderen Kanton? In der Frauenklinik in Zürich werden Wöchnerinnen, auch ausländische Frauen, sogar arme Frauen wie sie, die ihre Ersparnisse unter die Matratze legen, mit Diskretion aufgenommen. «Ich werde es verstecken», denkt Maria Elisabetta. «Ich wollte dieses Kind nicht.»

Lange weint sie still im bescheidenen Zimmer, das sie mit anderen Auswanderinnen teilt. Wie oft flüstert sie vor dem Foto ihrer Eltern: «*Mariavèrgine!* Jungfraumaría! Was wird aus mir werden?» – «Ich habe keine Wünsche und auch keine Träume mehr.» – «Was werden sie in Villagrande sagen?» – «Dass ich eine Hure bin!» Die beiden Augen von Maria Bogo schauen sie lieblos an. Es war immer die Mutter, die im Leben litt. Matteo, der Vater, zeigte keine Gefühle. Elisabetta hat sich entschieden. Wenn sie nach Cencenighe zurückkehrt, wird Antonio einer Hirtenfamilie anvertraut. Vielleicht in Zoldo. Oder im hohen Cadore. Oder in einem noch weiter abgelegenen Tal der Dolomiten. Er wird verschwinden müssen. Für immer. Im Haushalt der Costas darf es keine Schande geben. Sein Leben wird dasjenige eines Dieners sein. Maria Elisabetta wird als *ciòda*, weggehen. Als Saisonarbeiterin. Aber nicht im Trentino. Fort von zu Hause, unter Männern, würde sie wieder in

Schwierigkeiten geraten. «Sie ist so arglos!», hatten die Frauen des Dorfes gesagt. Sie werden sie nach Belluno schicken. Der Pfarrer von Cencenighe, Pater Battista De Martin, wird einen Platz im Kloster Santi Gervasio e Protasio für sie finden. Die Küche, der Gemüsegarten und eine Zelle werden ihr Zuhause sein. Bis sie stirbt. Bald wird die Erinnerung an Antonio ausgelöscht sein. Maria Elisabetta denkt entschlossen: «Ich werde nicht dorthin zurückkehren, wo ich geboren wurde.» Doch dann fragt sie sich: «Was geschieht mit ihm, wenn ich hier in der Fremde bleibe?» – «Wer kann sich um ihn kümmern, während ich in der Fabrik arbeite?» – «Jetzt muss ich zwei Münder stopfen.»

Die junge Mutter kennt die Geschichte der heiligen Elisabeth, der unfruchtbaren Frau, die in hohem Alter ein Kind empfing, und jene ihres Mannes, des Priesters Zacharias, der seine Stimme verlor, weil er den Worten eines Engels nicht geglaubt hatte. Er erlangte sie wieder, als Aarons Tochter den Täufer gebar. «Keine Nachkommen zu haben, ist eine Unehre», pflegt Elisabeth im Evangelium zu sagen. «Aber Nachkommen zu haben, ohne verheiratet zu sein, ist eine noch größere Schande», denkt Elisabetta in unserer Geschichte. Auch sie spürte ihren Sohn im Schoß hüpfen wie jene Heilige, als Maria, die Mutter Jesu, sie in ihrem Haus in den Bergen besuchte. Aber Elisabettas Sohn regte sich jeweils versteckt unter der Schürze, wenn sie in der Fabrik die Spulen aus der Maschine entfernte. Auch sonntags, wenn sie in Frauenfeld im Innenhof ihre Wäsche machte, bewegte er sich, und sie träumte von einer Reise nach Meersburg, um die Schweiz von Deutschland aus zu sehen und vielleicht einem hübschen jungen Burschen zu begegnen.

Wenn auch der Name derselbe ist, so ist doch alles Übrige verschieden von dem, was das Evangelium erzählt. Maria

Elisabetta Costa erkennt dies, während sie den Schneefall des anbrechenden Tages beobachtet. Während der Nachwehen erinnert sie sich, dass in Cencenighe die Kinder zwischen August und September geboren werden. Die Auswanderer kehren an Weihnachten zurück. Sie nehmen ihre Frauen wieder in die Arme und «erkennen» sie, wie es in der Bibel heißt. Was soll man an den langen Abenden bei Schneetreiben, Frost und Nordwind anderes tun, als gemeinsam abends in der Wärme der Ställe zum *filò* zusammenzukommen, alten Geschichten zu lauschen oder den Rosenkranz zu beten? Oder die Nusskörbe in der *stua*, der Stube, wieder auszubessern? Oder Holzschuhe, sogenannte *galòze*, aus dem Holz zu schnitzen? Oder ins Bett zu gehen, um sich aufzuwärmen? Wer an Weihnachten geboren wird, kann nur der Sohn einer Schandtat sein. Er ist zu Beginn des Frühlings gezeugt worden, wenn doch alle Ehemänner und Brüder bereits abgereist waren. Dies alles geht Maria Elisabetta durch den Kopf. Zudem ist Antonio weit weg von zu Hause zur Welt gekommen. Weit entfernt von der Krippe, die nach Harz und Moos duftet. Entfernt von dem bald sanften, bald bedrohlichen Tosen des Wildbachs Biois. Und ohne einen Vater, der ihn in die Arme nehmen würde. «Wie ein verstoßener Hund auf der Straße.»

Von irgendwoher unten am See kündigt ein Glockengeläut den Tagesanbruch an. Die durch den Schnee gedämpften Glockenschläge ertönen und verstummen. Damals, zur Zeit der Novene, als die Menschen an neun aufeinanderfolgenden Tagen ein Gebet verrichteten, riefen die Glocken der Kirche Sant'Antone eine seltsame Wehmut hervor. Nun aber ist die junge Mutter müde und entmutigt. Die Stadt wacht unter einer kalten Decke auf. Wer weiß, ob auch die Dächer in Cencenighe weiß sind? Wo ist Matteo Costa und stapft mit seinen *galòze* durch den eisigen Schnee? Weh-

klagt Maria Bogo, seine Frau, in der *stua* ihrer Schwester in Forno di Canale? Liegt eine Chrysantheme auf Nonna Giovannas Grab? Und steigt Martino Soppelsa bereits wieder hinauf in die Wälder, um Kohlenvorräte anzulegen?

Viele Fragen gehen der jungen Frau durch den Kopf. «Ich will vergessen», denkt sie. Neben ihr atmet kaum hörbar der kleine Antonio. Möchte er dieses Tal der Tränen verlassen, bevor er seine Augen öffnet und es in seiner ganzen Hässlichkeit sieht? Schließlich überwältigt der Schlaf Maria Elisabetta. So wie immer. Ohne sie zu warnen. Weiche Flocken fallen. In ihrer Erinnerung erklingt von weit her das Lied einer Reisegefährtin, während am Horizont der Bodensee erste Lichtstrahlen widerspiegelt: «*E l'eva l'alba e scomenza a s'ciarire / E le campane se sente a sonare / Togo partenza e no vò pu cantar*» – «Und es erhebt sich der Tag und es beginnt hell zu werden / Und man hört die Glocken läuten / Ich aber reise ab und mag nicht mehr singen.»

Frauenfeld (1900)

Maria Elisabetta Costa wurde am 5. November 1871 in Vila, genauer gesagt in Villagrande, dem alten Kern von Cencenighe, in der Provinz Belluno geboren. Sie wohnt in Frauenfeld, wo sie in einer Fabrik arbeitet. Sie verdient zwei Franken zwanzig pro Tag und legt jeden Monat sechzehn beiseite. Sie musste sich immer um Haus, Hühnerstall und Gemüsegarten kümmern. In ihrer Heimat sagt man: «*A chi non ama le fatiche il terreno regala le ortiche*» – «Wer die Mühen scheut, dem beschert der Acker Brennesseln.» Zweimal am Tag ging sie mit dem Eimer zur Quelle in Veronetta, wo das reinste Wasser des Dorfes fließt. Wenn sie im Winter in der holzverkleideten *stua* im Bett neben der Nonna Giovanna Carli schlief, lauschte sie deren rasselnden Atemgeräuschen. Im Sommer stieg sie allein zur Alp Ai Lach oberhalb von Falcade hoch, um Salz dorthin zu bringen und Ricotta mitzunehmen. Von dort oben, wo sich die Gipfel der Dolomiten mit Morgenglanz schmücken, folgte sie mit ihren Augen dem Verlauf des Biois.

«Eines Tages werde ich fortgehen», sagte sie sich oft und spürte dabei ein Schaudern, während im Talboden die Glocken der Kirche San Simon zum Angelus läuteten. «Ich will ein anderes Leben.» – «Ein besseres Dasein.» – «Eine Zukunft ganz für mich.» Und während sich die Berggipfel im Widerschein des Sonnenuntergangs rosa färbten, fühlte sie beim Hinuntersteigen etwas Seltsames: einerseits Wärme, aber auch Schmerz. «Eines Tages werde ich fortgehen», wiederholte sie oft. Dann begann sie zu rennen, denn wenn es

dunkel wird, verlassen die Hexen ihre Verstecke. Jeden Frühling säte sie Gerste. Im August erntete sie. Im Herbst dreschte und röstete sie die Gerste mit der *bala*, einer Röstkugel für Kaffee und Getreide, auf dem Feuer. Schließlich brachte sie die Gerste zur Mühle, um daraus Pulver für «Kaffee» mahlen zu lassen.

Matteo Costa hatte recht. Er kannte sich aus, denn er hatte schon unzählige Berufe ausgeübt: Maurer, *taiapière*, Grubenarbeiter, Holzfäller. Er sagte gerne: «Wer als Glückspilz geboren wird, dem regnet es auf den Hintern, auch wenn er sitzt.» – «Die anderen benetzt es nicht einmal, wenn sie den Hintern hochstrecken.» Er war nicht zu Hause, als Maria Elisabetta geboren wurde. Die Hebamme, Antonia Fontanive, setzte die Mutter auf einen Handwagen und brachte sie nach Vila, um bei der Großmutter zu gebären. Als persönliches Zeichen setzte der *taiapière* einen aus Gestein von Mesaròz gehauenen Brunnen vor das Haus. «Warum beschließt man überhaupt, auszuwandern», wiederholte Matteo immer wieder, «wenn nicht, um ein wenig Freiheit zu erlangen und Kleingeld zu sparen?» – «Wenn man alt genug ist, gründet man eine Familie», schloss er.

In den Frauenfelder Archiven finden sich keine Spuren von Maria Elisabetta. Man benötigte keinen Reisepass, wenn man als Gruppe zusammen mit dem Patron der Fabrik reiste. Viele Saisonarbeiter aus den Dolomiten, die den San-Pellegrino-Pass überquert hatten und der Etsch aufwärts folgend durch das österreichisch-ungarische Kaiserreich reisten, erreichten die Schweiz, um zu arbeiten. Menschen, die ihre Wurzeln verloren hatten. An einem Tag hier und am nächsten Tag dort. «*Albero che no gh'ha raise mor presto ...*» – «Ein Baum ohne Wurzeln stirbt schnell ...» Aus den Dokumenten geht jedoch hervor, dass die Tochter von Matteo Costa, Maurer, und von Maria Bogo, Bäuerin, während zehn

langen Jahren als *ciòda*, im Trentino gearbeitet hatte, vielleicht nach der Geburt von Antonio ihren Beruf aufgeben musste und seit dem Sommer 1900 in Amriswil lebt, einem Dorf nördlich von Frauenfeld. Am 20. August, erst acht Monate nach der Entbindung, wird die Geburt des «unehe-lichen Kindes» auch in der Gemeinde Vallada registriert. Jetzt ist das Geheimnis bekannt, und die Schande der Familie Costa ist in aller Munde.

Mit wem lebt Maria Elisabetta zusammen? Und ist Antonio noch bei ihr? Oder kümmert sich tagsüber, während sie arbeitet, jemand anders um ihn? Die Frau eines Auswanderers? Die Kinderkrippe der Fabrik? Oder haben sie ihn, eine Weisung erwartend, bereits irgendwo untergebracht? Bei einer Amme? Bei den Nonnen? In einem Erziehungsheim? Was kann denn eine alleinerziehende, ganz auf sich selbst gestellte Mutter tun? Eine «sittenlose Frau», wie man sie in einem solchen Fall nennt. Oder, offen gesagt, eine «Hure». Viele Sorgen lasten seit der Rückkehr aus der Frauenklinik auf ihren Schultern. Nun ist Maria Elisabetta Costa verpflichtet, sich um die Kreatur zu kümmern, die sie zur Welt gebracht hat. Sie wird ihren Sohn nicht für lange Zeit in andere Arme übergeben können. Und vor allem weiß sie, dass sie den Zorn ihres Vaters fürchten muss. Wenn die Saisonarbeit zu Ende geht, ist es an der Zeit, ins Bellunese heimzukehren, falls sie überhaupt je zurückkehren wird. Und dann wird Matteo Costa schon an alles gedacht haben: Er wird die Hure als Dienstmagd in das Kloster der Benediktinerinnen wegschicken. Den Bastard wird er einer Familie im Cadore-Tal überlassen.

Tatsächlich hat die Fabrikarbeiterin einen Mann. Er heißt Bonfiglio Antonio Domenico Laccabue und wurde 1867 in Pieve Saliceto geboren, einem Ortsteil von Gualtieri in der Provinz Reggio Emilia. Er ist demnach zweiunddreißig Jahre

alt, als der kleine Antonio zur Welt kommt, und wohnt in Horgenbach, einem Stadtteil von Frauenfeld. Dort begegnete er der vier Jahre jüngeren Maria Elisabetta Costa. Unter der weißen Schürze mit den roten Streifen, ihrer Arbeiterinnenkleidung, könnte ein aufmerksames Auge bereits eine gewisse Wölbung erkennen ...

Trotz seines Namens ist Bonfiglio, der «anständige Sohn», bei weitem kein Heiliger. Im Gegenteil, er ist ein Tunichtgut. Bevor er auf die Baustelle geht, unterlässt er es nie, einen Kafi Träsch mit viel Schnaps zu trinken. Nach der Arbeit kehrt er im Wirtshaus ein, um sauren Most und Bier zu zechen. Wenn er zu tief ins Glas geschaut hat, wird er geschwätzig. Dann beginnt er mit seiner rauen Stimme zu singen. Immer das gleiche Lied: «*Si sente una tromba suonar / sono gli scariolanti lerì lerà / che vanno a lavorar*» – «Man hört eine Trompete spielen / Es sind die Schubkarrenfahrer lerì lerà / die zur Arbeit gehen.» Bis ihm die Tränen in die Augen steigen. Schließlich wird er immer lauter gegenüber den anderen Italienern, die man überall «Tschingg» nennt, denn wenn sie das Fingerspiel Morra spielen, rufen sie immer «Tschingg». Und in abgehackten deutschen Wortbrocken legt er sich auch mit den Schweizern an. Zu seinen Landsleuten sagt er: «Italien ist besser als dieser verfluchte Ort.» Den Einheimischen gegenüber beteuert er: «In meinem Land sind alle arm, abgesehen von einigen wenigen, die fett sind wie Schweine.» – «Aber da gibt es diese Herzlichkeit unter den Menschen, eine Großzügigkeit, von der ihr nicht einmal träumen könnt!»

Er ist beileibe kein Heiliger, trotz des Namens, den er trägt: Bonfiglio Laccabue. Heilige, wenn es sie gibt, leben im Paradies, wenn dieses denn existiert. Die Menschen auf der Erde hingegen tragen alle ihre Bürde. In der Tat stellt Maria Elisabetta im Dezember 1900 fest, dass sie erneut

schwanger ist. Antonio ist inzwischen ein Jahr alt. Dieses Mal kann sie es sich nicht erlauben, ein weiteres Kind ohne Heirat zu gebären. Schlimmer als eine «sittenlose Frau»! Schlimmer als eine Dirne! Schlimmer als die Küche, der Garten und die Zelle des Klosters Santi Gervasio e Protasio in Belluno! Der Zorn von Matteo Costa und die Tränen von Maria Bogo würden sich in ewigen Hass verwandeln. Und die Tür des Hauses in Vila, die bereits zu drei Vierteln zugeschoben ist, würde für immer verschlossen bleiben. Verriegelt wären auch die Tore der Fabrik. «Was kann ich tun?», fragt sich die junge Mutter verzweifelt, während sich das erste Jahr des neuen Jahrhunderts dem Ende zuneigt. Was kümmert es sie, wenn es wieder Konflikte gibt? Oder wenn der Materialismus nicht durch eine Sehnsucht nach Spiritualität aufgehoben wird? Was sollen die Revolutionen, von denen die Sozialisten träumen? Und die Höhenflüge der Idealisten? Und die Kriege, die diejenigen wollen, die Waffen und Kanonen herstellen? Die Menschen im Elend, weiß man, müssen sich mit anderen Fragen auseinandersetzen ...

Plötzlich sieht Maria Elisabetta das Zimmer der Zürcher Klinik und den Schnee, der auf die Fensterbank fällt, wieder vor sich. Nochmals hört sie die Worte der Krankenschwester: «Schlafen Sie jetzt!» – «Wie kann man schlafen?» Wenn bereits Antonio ein Hindernis ist, auch weil sie nicht weiß, wie sie ihn ernähren soll, so ist das Kind, das sie in ihrem Leib trägt, eine gnadenlose Verurteilung. Niemand wird je wieder Erbarmen mit ihr haben. «Ich kann nur noch zwei Dinge tun», denkt sie entsetzt, «Bonfiglio Laccabue, der mich geschwängert hat, zum Ehemann nehmen und ihn davon überzeugen, Antonio zu legitimieren.» – «Wenn er nicht einwilligt, muss ich Antonio weggeben.» – «*Mariavèrgine!*», flüstert sie. Wo sind die Träume geblieben, die sie der Madonna della Salute in der Kirche von Caviola anver-

traut hat? In Momenten der Entmutigung muss Maria Elisabetta an ihre Heimat denken. Es gibt keinen Abend, an dem sie nicht im Stillen weint. Mühsam ist die Arbeit für eine Frau, die gerade erst ein Kind geboren hat und bereits ein weiteres im Schoß trägt. Bonfiglio kommt nach Hause, wenn die Suppe kalt ist. Entweder redet er zu viel oder er sagt gar nichts. Antonio ist verwahrlost. Er ist blass, dünn und erschreckend schwach. Wer weiß, ob der Herr in seiner unendlichen Güte nicht kommen und ihn mitnehmen wird. Um ihn aus einem Leben wegzuholen, das nur Leiden verspricht.

«Nimm ihn mit, *Mariavèrgine!*»

Um die Gegenwart zu verdrängen, denkt Maria Elisabetta immer wieder an die schönen Dinge, wenn sie allein ist und einen weiteren kleinen Körper in ihrem Bauch hüpfen fühlt. Und, um sich zu trösten, auch an die schlimmen Dinge, die sie in Cencenighe erlebt hat. Wie in einem Traum sieht sie die Gipfel, die ihre Kindheit umrahmten: den Monte delle Anime, den Spiz de Mezodi, den Sanson, den Monte Pelsa. Sie hört die Schreie und aufgeregten Rufe der *menadàs*, der Flößer, die bei Hochwasser das Holz aus den Wäldern entlang des Cordevole und des Biois zu den Sägewerken hinunter in die Ebene und zu den Eisenminen in Agordo bringen. Sie erinnert sich an die *brentana*, die große Überschwemmung, die nach tagelangem Regen und begleitet von Schreien und Weinen mehrere Häuser, viele Ställe, Tiere, alte Menschen und Kinder mit sich riss. Wo war damals Sant'Antone, der Schutzpatron der Menschen und Tiere? Wo war seine Güte? Warum hatte er die Hexen nicht daran gehindert, den Sturm anzuzetteln? Jemand hatte in einem Hagelkorn ein Haar bemerkt ... Sie erinnert sich an die Freuden am Flackern der *pavarù*. Die Scheiterhaufen wurden bei Dämmerung am Vorabend des Dreikönigstages entzündet, in

der Hoffnung auf eine reiche Ernte. Sie denkt an den Genuss des rauchigen Geschmacks der *gnocch con la puina*. Sie stellt sich das Getümmel auf den kleinen Plätzen und in den Gasthäusern von Cencenighe vor, am Sonntagmorgen nach der Messe und besonders im Winter. Diese waren immer von Auswanderern, Bauern, Hirten, *taiapière* und *menadàs* bevölkert. Von alten Grubenarbeitern, die wegen des Quecksilbers, das sie in den Stollen einatmeten, das Licht der Vernunft verloren hatten. Und auch von Köhlern, zumindest wenn sie von den Bergen herunterkamen. Ganz schwarz vor Ruß und nach Wald riechend. Wie Martino Soppelsa.

«Nimm ihn mit, *Mariavèrgine!*»

Amriswil (1901)

Amriswil ist ein kleines Dorf, hat einen Kirchturm mit hohem, schlankem und spitzem Dach (die Kirchtürme in der Nordostschweiz sehen alle gleich aus), eine kahle und helle Kirche, einen Rathausplatz, bescheidene und gepflegte Häuser, einen Bahnhof, einen kleinen, von Schilf umgebenen Teich, saftig grüne und mit gelben Blumen übersäte Wiesen und Obstgärten. Der Horizont ist weit und licht. Da gibt es keine Berge oder Ebenen, nur Hügel und Felder. Weiter hinten erkennt man das Städtchen Romanshorn und im Hintergrund den Bodensee. «Wie war mein Dorf doch abgeschottet», denkt die Frau oft. «Die alten Behausungen von Villagrande sind dicht aneinandergedrängt.» – «Der dicke Rauchgestank durchdringt alles.» – «Die beiden Wildbäche schließen es im Tal ein wie die Mauern eines Gefängnisses.» – «Die Berge beschatten es und verdecken das Licht am Himmel.» – «Hier kannst du in die Weite schauen.» – «Es ist ein Gefühl, das ich als Mädchen nie verspürt habe.»

«Wie war mein Dorf doch abgeschottet.»

«Hier kannst du in die Weite schauen.»

Bonfiglio und Maria Elisabetta wohnen zusammen. Wer kann schon etwas einwenden, wenn ein Mann und eine Frau im gleichen Raum wohnen, am gleichen Tisch essen, im gleichen Bett schlafen? Einwanderer sind keine gewöhnlichen Menschen. Sie müssen sich allem fügen: dem Elend, der Promiskuität, dem Schmutz, den Streitereien am Tag und dem Geschrei in der Nacht. Wie wir bereits wissen, bemerkte Maria Elisabetta im Dezember, dass sie erneut

schwanger war. «*Mariavèrgine!*», hatte sie im Vorjahr gefleht, «was wird aus mir werden, nun, da ich keine Wünsche und auch keine Träume mehr habe?» – «Was werden sie in Vila denken?» Diesmal flüsterte sie angsterfüllt: «*Mariavèrgine!*» – «Ich habe mich in weitere Schwierigkeiten gebracht!» – «Es ist schrecklich, eine alleinerziehende Mutter zu sein, einsam in der Welt.» – «Alle können Fehler machen.» – «Aber zwei Kinder von zwei verschiedenen Männern zu bekommen, ist nicht eine Laune des Schicksals.» – «Alle werden sagen, dass ich eine Hure bin!»

Am Abend des 2. Juli 1900, es ist Montag, kommt eine große, nie zuvor gesehene Menschenmenge an den Ufern des Sees zusammen. Unter dem klaren Sommerhimmel gibt es das erste Ereignis des neuen Jahrhunderts zu bestaunen. Den Flug einer «schwebenden Maschine». Manche bleiben aus Vorsicht hinten und decken den Tisch mit Wurst, Käse und saurem Most. Andere bringen Liegestühle mit, um sich in der warmen Abendsonne auszustrecken. Noch nie war es so angenehm, von der Brise gestreichelt zu werden. Andere drängen sich auf den hölzernen Stegen oder rudern mit ihren Booten hin und her. Die Bessergestellten haben auf den Dampfern «Bregenz» und «Caroline» Platz genommen, von welchen festliche Klänge der Tanzorchester zu hören sind, und erforschen den Horizont mit ihren Fernrohren.

«Wann wird das fliegende Wunderding herankommen?», wundern sich viele. «Wird alles gut gehen oder etwas Tragisches passieren?», fragen sich einige. «Dieser Tag wird für immer in Erinnerung bleiben», denken andere zuversichtlich. «Wir werden sagen können: Wir waren dabei!» Alle blicken zum Horizont, über den in Erwartung ruhenden, spiegelglatten See auf die deutsche Seite hinüber. Die Spannung steigt. Die Stimmen werden immer aufgeregter.

Die Kinder lassen ihrer Ungeduld freien Lauf, indem sie die Hänge hinunterrollen. Die Frauen packen die Reste ihres Abendessens in Weidenkörbe ein. Die Männer gießen einen weiteren Schluck Apfelwein ins Glas. Alle schauen zum Horizont.

Das Luftschiff LZ 1 erscheint wie von Geisterhand, während die Kirchenglocken in den Dörfern an den Seeufern zu läuten beginnen. Es sieht aus wie der Kopf eines Streichholzes. Der seltsame Ball nähert sich zaghaft und wird größer und größer. Schließlich zeigt das Luftschiff seine Seiten und offenbart seine gesamte Länge. Nun sieht es aus wie ein Fisch mit Flügeln. Alle heben ihre Arme zur «Flugmaschine». Alle fragen sich: «Wie kann sie in der Luft bleiben?» Tausende Zuschauer bestaunen den riesigen, spitz zulaufenden Ballon, der sie von oben beobachtet. Ein hundert Meter langes, langsam schwankendes Schiff. «Es ist ein Wunder», sagt ein Mann und erwidert den Gruß einiger mutiger Menschen in den zwei kleinen Gondeln, die an dem schwebenden Objekt hängen. «Worauf müssen wir uns noch gefasst machen?», fügt ein anderer hinzu und schaut verstört um sich. «Ich habe Angst vor diesen neuen Erfindungen.» – «Heute winken dir diese Leute zu», mischt sich Bonfiglio ein, der mit Maria Elisabetta, ihrem Sohn und anderen Auswanderern einen Platz an einem kleinen Ufer gefunden hat. «Morgen lassen sie Bomben auf dich fallen.» In ein Tuch gewickelt folgt Antonio dem auf das Wunderding zeigenden Finger seiner Mutter. Er scheint aber vielmehr vom intensiven Blau der Luft fasziniert zu sein. «Keiner», denkt die junge Auswanderin, «keiner von all den Bauern, den Hirten, den *taiapière*, den *menadàs* und den *carbonèr*, die sich sonntags in den Wirtshäusern von Cencenighe treffen, um über die Arbeit zu sprechen, über den Kaiser und die Kaiserin, über die Krisen und die Streiks,

über einen Krieg, der kommen könnte, den die einen wollen und die anderen nicht, keiner hat je so etwas gesehen oder wird es je sehen.»

Eine Viertelstunde lang schwebt der Zeppelin schwerelos über den Köpfen Tausender Menschen. Dann sinkt er langsam herab und landet auf dem Wasser. Wer weiß, was Martino Soppelsa dazu sagen würde? Kann man es je glauben, ohne es mit den eigenen Augen gesehen zu haben, dass ein paar Wagemutige in einem Ballon fliegen können, der beinahe so hoch ist wie der Monte Pelsa und länger als ganz Villagrande? Ohne zu riskieren, sich das Genick zu brechen? Matteo Costa würde ausrufen: «Das muss eine Täuschung sein!» Die Bäuerin Maria Bogo würde sich die Augen verdecken, um das Teufelswerk nicht zu sehen. «Die modernen Dinge sind mir nicht geheuer», würde sie sagen und sich bekreuzigen. Nonna Giovanna, möge sie in Frieden ruhen, würde ergänzen: «Heute steigen sie zum Himmel hinauf. Morgen, wer weiß ...» Maria Elisabetta hingegen wird von einem noch nie empfundenen Gefühl überwältigt. Es ist eine Mischung aus Aufregung und Traurigkeit. Der kleine Antonio kann seine Augen nicht vom riesigen Vogel lösen, der am blauen Abendhimmel schwebt. Bonfiglio steht neben ihr und findet keine Worte. Anders als der Mann, der jeden Abend benebelt nach Hause kommt. Also wagt sie zu fragen: «Wann werden wir unser Zusammenleben regeln?»

Am 18. Januar 1901, dem Tag der heiligen Liberata, heiraten Bonfiglio Laccabue und Maria Elisabetta Costa im Rathaus von Amriswil. Die Frau, Analphabetin, unterzeichnet das Eheregister mit zwei Kreuzen. Sie ist festlich gekleidet: mit einer Spitzenbluse, einem grün-schwarzen Samtrock und einem Wollmantel. Bonfiglio scheint ein anderer zu sein. Er ist zum Friseur gegangen und hat sich eine Weste und eine Krawatte geliehen. Unsere Helden sind keine

Augenweide. Die Braut ist nicht hübsch. Sie ist noch keine dreißig Jahre alt und bereits von der Zeit und von Entbehrungen gezeichnet. Wäre ihr Haar nicht so lockig und üppig, sähe sie bereits alt aus. Auch Bonfiglio wirkt erbärmlich. Er geht schwerfällig, er ist klein, es fehlen ihm einige Zähne. Elend gepaart mit Elend kann nur Elend hervorbringen.

Es ist Freitag, es schneit heftig und der Wind zerrt an Schals und Mützen. Da stehen keine geschmückten Kutschen, da wartet kein Gefolge mit Brautjungfern, keine Gästerversammlung oder Schaulustige, keine Musikkapelle. Nicht einmal die Heilsarmee hat sich die Mühe gemacht, ein Musikstück anzustimmen. Die Laccabue sind bitterarm. Und sie sind Ausländer. Schlimmer noch, sie sind nur «Tschinggen». Auf dem Platz beim Uhrturm warten ein paar Saufkumpane des Bräutigams und einige tratschende Freundinnen der Braut. Die Männer haben eine Handvoll Reis dabei. Die Frauen einen kleinen Strauß getrockneter Blumen. Schließlich gehen alle zusammen ins Gasthaus Bären, um anzustoßen.

Wer weiß, vielleicht findet Maria Elisabetta ein paar Tage nach der Feier Zeit, die Nachricht nach Hause zu telegrafieren. «Ich habe geheiratet», wird sie Matteo Costa und Maria Bogo mitteilen. Nicht ein Wort weniger und kein Komma mehr. Der Telegraf kostet Geld und zudem genügt diese Nachricht. «Je weniger man sagt, desto besser.» Wer weiß, vielleicht wird Frau Laccabue später, wenn sich die Wut in Vila ein wenig gelegt hat, jemanden bitten, einen Brief zu schreiben. Sie wird von sich berichten, ihrem Ehemann, der Arbeit in der Fabrik, ihrer Gesundheit, dem Kind, das sie in Zürich zur Welt gebracht hat, und, diesmal gibt es nichts zu verbergen, von jenem Kind, das sie im Spital Frauenfeld zur Welt bringen wird. Überlassen wir den Dingen vorerst ihren Lauf. Um alles Weitere möge sich Gott

kümmern. Es gibt eine Zeit zum Leben. Und eine Zeit zum Sterben.

Das Paar lebt in einem bescheidenen Häuschen in Hemmerswil. Nur je einen Steinwurf von Amriswil und von Eggenach entfernt. Von den Fenstern aus kann man im Spätwinter den kobaltblauen See bewundern. Und jenseits der glatten Wasseroberfläche erkennt man die Ufer und Dörfer Deutschlands. Dort drüben auf der linken Seite liegt Konstanz, gegenüber ist Meersburg und auf der anderen Seite Lindau. Ob der kleine Antonio wohl bei der Familie Laccabue lebt? Oder wurde er bereits weggegeben? In ein Waisenhaus oder in ein Heim für arme Kinder? Nun, da sie ihn geheiratet hat und ihren Bauch wachsen sieht, bittet Maria Elisabetta ihren Ehemann: «Legitimiere Antonio!» – «So erleichterst du mein Gewissen.» – «Soll ich diese Missgeburt als Sohn anerkennen?», denkt Bonfiglio. «Nicht ein Tropfen meines Blutes fließt in seinen Adern!» Daher antwortet er: «Hast du jemals daran gedacht, ihn zur Adoption freizugeben? Er wird immer zu essen haben.» – «Er ist so mager, dass er Angst einflößt», wendet seine Mutter ein. «Seine Haut ist gelblich und sein Blick ist ausdruckslos.» Bonfiglio bleibt hartnäckig und wiederholt: «Hast du jemals daran gedacht, ihn zur Adoption freizugeben?» – «Diese Missgeburt.»

Zum Zeitpunkt unserer Geschichte sind Adoptionen in der Schweiz jedoch sehr selten. Sie betreffen hauptsächlich Schweizer Kinder, die verwaist sind oder die von ihren Familien verstoßen wurden. In unserem Fall gibt es jedoch eine leibliche Mutter, und die Geburt wurde ordnungsgemäß registriert. Das Kind hat einen Namen, Antonio, einen Nachnamen, Costa, und eine Nationalität, die italienische. Die Familie Laccabue könnte jederzeit in ihr Heimatland zurückkehren. Die Gemeinde, Gualtieri oder

Cencenighe, würde sich um das Kind kümmern. Maria Elisabetta will ihren Sohn nicht weggeben. «Was kostet es dich denn?», drängt sie ihren Ehemann. «Wir haben ein Leben vor uns.» – «Übertrag ihm deinen Namen.» – «Er ist jetzt auch meiner.» – «Wir können nur gewinnen.» – «Eine Familie mit gutem Ruf erhält die Aufenthaltsbewilligung auf einfachere Weise.» – «Wir sind Saisonarbeiter.»

«Übertrag ihm deinen Namen.»

«Er ist jetzt auch meiner.»

Maria Elisabetta hat nicht die Absicht, nach Cencenighe zurückzukehren. Sie würde mit zu vielen Unannehmlichkeiten konfrontiert werden. Mit Geschwätz. Nie verheilten Wunden. Verlorenen Träumen. Ängsten. Groll. Leiden. Was würde sie denn tun, wenn sie Martino Soppelsa am Sonntag auf dem Kirchhof von Sant'Antone begegnen würde? Was würde sie dem *carbonèr* erzählen, während sie ihm in die Augen sähe? «Würde dir etwas zustoßen, könnte hier in der Schweiz niemand der alleinerziehenden Mutter von zwei Kindern die Hilfe verweigern», sagt sie zu ihrem Ehemann. «Der Mutter von Antonio und jenem Kind, das bald geboren wird.» – «Die Behörden werden deine Entscheidung schätzen.» – «Bonfiglio Laccabue ist ein anständiger Mensch.» – «Anders als die Italiener, die sich betrinken und Frauen belästigen.» – «Er ist ein ehrbarer Arbeiter.» – «Ein wahrer Familienvater.» – «Ein Mann, der fähig ist, Verantwortung zu übernehmen.»

So unterzeichnet am 10. März 1901, weniger als zwei Monate nach der Trauung, der Zivilstandsbeamte in Amriswil auch die Adoptionsurkunde des «Monsters». Der fünfzehn Monate alte Antonio Costa wird offiziell von Bonfiglio Laccabue legitimiert. Von nun an und bis zu seinem Tod wird in seinem Pass ein Nachname stehen, den er schon bald hassen wird. Jener des Stiefvaters. In der Schweiz und

in Italien, in den Urkunden, Schulen, Krankenhäusern, psychiatrischen Kliniken und auf den Polizeistationen, für alle wird er Antonio Laccabue sein.

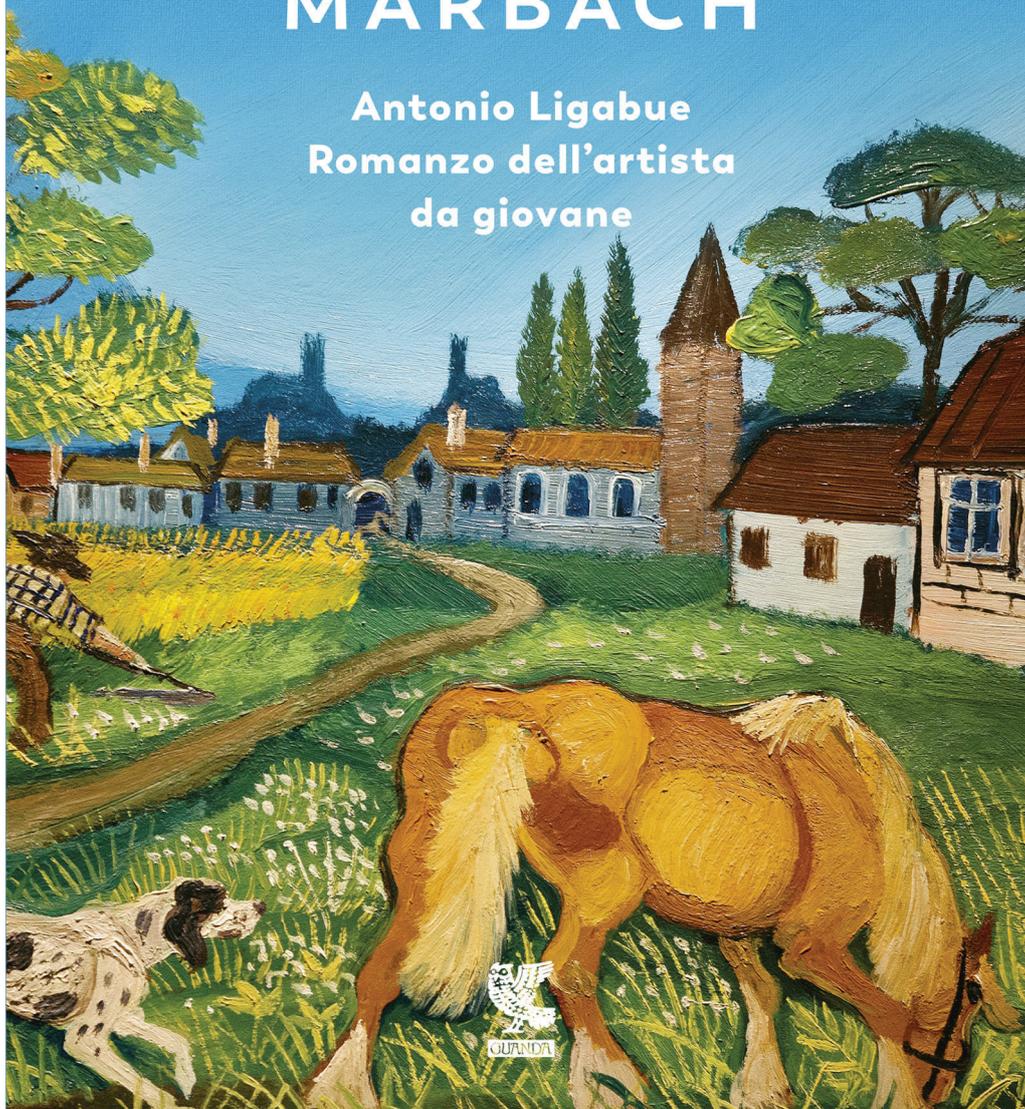
Anmerkung des Autors

Dieser Roman basiert auf Archivrecherchen, die ich in einem früheren Buch dokumentiert habe (*Antonio Ligabue. Gli anni della formazione*, Venedig, Marsilio 2019). Der geografische und soziale Rahmen ist daher sehr realitätsnah. Beinahe alle Hauptfiguren haben tatsächlich namentlich an den Orten und in den Jahren gelebt, denen entlang die Umstände ihres Lebens beschrieben sind. Fasziniert von den Ereignissen und der Magie der ineinander verwobenen Geschehnisse ließ ich mich auf ein fantasievolles Geflecht von Handlungen und Personen ein, die – mit Ausnahme des «Verrückten» – keinen Bezug zur historischen Wahrheit haben, von der dieser Roman immer wieder abweicht. Es wäre daher nicht angebracht, in der «Erfindung» die «Geschichte» zu suchen.

RENATO MARTINONI

LA CAMPANA DI MARBACH

Antonio Ligabue
Romanzo dell'artista
da giovane



GUANDA

La giovinezza di Antonio Ligabue appartiene al romanzo più che alla realtà. Si innesca, nella geografia e negli affetti, in luoghi distanti e assai diversi fra di loro: Zurigo e le valli dolomitiche, da dove è emigrata la madre; la Svizzera orientale, in cui il «matto», dopo essere stato abbandonato, cresce in una famiglia affidataria; e le pianure emiliane, dove arriva ventenne, senza conoscere una sola parola di italiano, espulso dal paese che pure ha cercato di offrirgli un avvenire perché «mentalmente minorato e socialmente pericoloso». Violente ribellioni e amari rimpianti, fughe verso l'ignoto e desiderio di riscatto, vagabondaggi nella natura e reclusioni in manicomio riempiono un'epoca molto travagliata. Dolore e risentimento, nostalgia e illuminazioni si sciolgono nelle pagine di questo romanzo dove la memoria del suono delle campane e dei paesaggi elvetici, dei loro colori, delle luci e delle atmosfere torna a rinnovarsi come nelle opere del pittore. Martinoni parte dalla realtà per avventurarsi a poco a poco nella magia visionaria di un mondo che nutre profondamente l'ispirazione e il lavoro di uno dei più grandi e inquietanti artisti del Novecento.

Renato Martinoni (1952) è professore emerito di Letteratura italiana all'Università di San Gallo; ha insegnato contemporaneamente Letteratura comparata a Ca' Foscari a Venezia. Studioso e filologo, è curatore di edizioni critiche e autore di libri dedicati in particolare al Settecento e al Novecento, con incursioni nella pittura barocca e nella scrittura di viaggio. Sul versante narrativo ha pubblicato *Sentieri di vetro* (1998, Premio Schiller), *Dialoghi eretici* (1999), *Il nome della pietra* (2002), *Il tramonto degli dei. Storia e romanzo di Cervo Bianco* (2004, da cui è stato tratto il film *L'enigma Tewanna Ray*, 2006), *Il paradiso e l'inferno. Storie di emigrazione alpina* (2011) e, con Laura Martinoni-Pasotti, *Ceramica e inchiostro* (2016).

€ 19,00 (i.i.)

www.guanda.it

RENATO MARTINONI

LA CAMPANA DI MARBACH

Antonio Ligabue

Romanzo dell'artista

da giovane

PARTE PRIMA

Zürich

(1899)

Antonio Ligabue. Anzi: Antonio Laccabue, così lo chiameremo, perché questo è il suo vero nome, e i nomi sono sacri, nasce a Zurigo il 18 dicembre del 1899. È un lunedì e la città respira l'aria del Natale. Nelle vetrine della Bahnhofstrasse. Lungo le rive della Limmat. Sulla collina di Fluntern, con le sue ville e i suoi giardini. Dentro i vicoli malfamati del Niederdorf. Nel quartiere dell'Aussersihl, quello dei Gastarbeiter, gli emigrati italiani, tedeschi, austriaci e polacchi, dove la puzza di fritto e di sudore è insopportabile. Ovunque si respira l'aria del Natale. Nei luoghi eleganti e in quelli miserabili. È notte fonda e sul davanzale fiocca la neve. Maria Elisabetta Costa, che lo ha messo al mondo, si tiene accanto Antonio con un nodo alla gola e un sapore amaro nel ventre. È un'emigrata italiana. Una delle tante partite dal paese con un desiderio, nel cuore, e un sogno, nella mente. Ecco il desiderio: levarsi di dosso il fardello della famiglia. Ed ecco il sogno: mettere da parte quanto basta per prendere in mano, vada come vada, le redini della vita. Maria Elisabetta lo ha chiesto alla Beata Vergine della Salute, nella chiesa di Caviola, prima di uscire sul sagrato a salutare, nella luce del tramonto, le vette rosa delle Dolomiti, i boschi bruni accarezzati dalla brezza, le malghe verdi di erba grassa, i campi gialli e viola di fiori. A volte però succede quello che non deve capitare. E allora ha deciso di partire. Per lo smarrimento, prima. Poi per la vergogna. Infine per la paura. « Schlafen Sie, jetzt! » ordina l'infermiera. Si può dormire, pensa la donna, guardando a quello che è avvenuto? Si può riposare, immaginando ciò che verrà? Fra poco il Bambino Gesù nasce di nuovo. Anche nella valle del Biois, sulle sue montagne, dentro il tepore che sa di resina delle case e nelle fredde spelonche affumicate dove a volte, di notte, si rifugiano i pastori. Lassù, da millenni, il mondo è sempre uguale. Come se, forse per la volontà di un Dio, o per la cattiveria di un essere maligno, magari il Matharól, tutto si fosse fermato al l'improvviso. I compaesani andranno a vederlo, il Bambino, nel presepe di legno scolpito, accanto all'altare di sant'Antone. Intoneranno canti antichi, pregni di gioia e di dolore. Poi, la notte di Natale, tornati a casa, prima di coricarsi, mangeranno la polentina cotta nella panna. Martino Soppelsa dormirà accanto al fuoco, nel suo tabià, mentre fuori, nella radura, la legna di faggio brucia mansueta sotto il mantello umido della terra. Ha preso il badile e ha fatto il segno della croce. Poi ha acceso la miccia. Presto, scoprendo il mucchio, quando il destino si sarà consumato, troverà la catasta diventata carbone. Oppure, chissà, Martino è sceso al villaggio. È Natale anche per lui. Qualcuno lo avrà sentito passare (« È il figlio della vedova. » « Il carbonè. ») giù per i sentieri del monte Pelsa, con le sue scarpe da fèr che battono colpi secchi sulla pietra. « Sarà già sceso, Martino, al villaggio? » « Il carbonè. » Fuori la neve cade fiocca. Maria Elisabetta vorrebbe accarezzare il figlio che le dorme accanto. Ma una mano misteriosa la trattiene. Mille pensieri le passano per la testa.

È più miserabile del Bambino. Riuscirà ad amarlo? E lei sarà una buona o una cattiva madre? Già provvede da sola per sé, lavorando in fabbrica. Ma una famiglia tutta sua non ce l'ha. E, quel che è peggio, non è più lei a tenere le briglie del destino. Chissà se la Madonna della Salute vorrà darle una mano? Ha ventotto anni compiuti. E non è maritata. Registreranno il neonato con il nome di lei. Scriverà l'impiegato dell'Einwohneramt, senza guardarla in faccia: « Il diciotto dicembre del mille ottocento novantanove, alle ore ventuno e quaranta, è nato a Zurigo Costa Anton di Costa Elisabeth, cittadina italiana, attinente di Vallada Agordina (Belluno), abitante a Frauenfeld (Canton Thurgau), figlia di Costa Mathias e di Maria nata Bogo ». Costa Anton di Costa Elisabeth. Il nome del padre non c'è. Un padre vero, che lo prenda per mano, che gli insegni la strada e che lo aiuti a crescere. A entrare nella vita. « Non c'è e mai ci sarà » pensa sentendosi ancora più sola la giovane emigrante. Maria Elisabetta porta, oltre a quello della nonna, i nomi di due madri: quella di Gesù e quella del Battista. Vive nella parte nordorientale della Svizzera. « Oltre il lago » raccontano le compagne di lavoro « c'è la Germania a sinistra e l'Austria a destra. » « Una domenica saliamo sul battello. » « Fioriscono i gerani sui davanzali di Meersburg. » « Ci sono tanti bei giovanotti da quelle parti. » « Ma come è grande la Terra! » pensa la ragazza: « Un tempo credevo che il mondo e il mio paese fossero la stessa cosa. E invece la valle del Biois, dal passo del San Pellegrino fino a Agordo, non è che un fazzoletto! » A ben guardare anche a Frauenfeld, la capitale del Canton Thurgau, c'è un ospedale. Perché Maria Elisabetta va a partorire alla Frauenklinik che dista una cinquantina di chilometri e sta in un altro Cantone? A Zurigo c'è una « Clinica delle donne ». Là le puerpere, anche le forestiere, persino le poveracce come lei, che mettono i risparmi sotto il materasso, vengono accolte con discrezione. « Lo terrò nascosto » pensa Maria Elisabetta. « Non l'ho cercato, questo figlio. » Ha pianto a lungo, in silenzio, nella modesta stanza divisa con altre emigrate. Quante volte, davanti alla foto dei genitori, ha mormorato: « Mariavèrgine! Che ne sarà di me? » « Non ho più desideri e neanche sogni. » « Cosa diranno a Villagrande? » « Che sono una puttana! » Le due pupille di Maria Bogo la guardano senza amore. È stata sempre lei, la madre, a soffrire nella vita. Matteo, il padre, non lascia intravedere i sentimenti. La decisione l'ha presa. Se arriva a Cencenighe, Antonio verrà affidato a una famiglia di pastori. Forse a Zoldo. O nel l'alto Cadore. O in una valle ancora più remota delle Dolomiti. Dovrà scomparire. Per sempre. Non c'è posto per le macchie nella casa dei Costa. Sarà, la sua, una vita da servo. Maria Elisabetta andrà a fare la ciòda. Non nel Trentino, però. Lontana da casa, in mezzo ai maschi, si rimetterebbe nei pasticci. « È tanto ingenua! » dicevano le donne del paese. A Belluno, la manderanno. Il parroco di Cencenighe, don Battista De Martin, saprà trovarle un posto nel monastero dei Santi Gervasio e Protasio. La cucina, l'orto e una cella saranno la sua casa. Finché morirà. Presto, di Antonio, verrà perduta la memoria. Maria Elisabetta pensa risoluta: « Non tornerò nei luoghi dove sono nata ». Ma poi si chiede: « Che ne sarà di lui se resto in questi paesi? » « Chi mai potrà occuparsene mentre sarò in fabbrica? » « Ora le bocche da sfamare sono due. » Conosce, la giovane madre, la storia di santa Elisabetta, la donna sterile che ha concepito un figlio nella vecchiaia, e quella di suo marito, il sacerdote Zaccaria, che ha perso la voce per non avere creduto alle parole di un Angelo. Per poi ritrovarla il giorno stesso in cui la figlia di Aronne ha messo al mondo il Battista. « Non avere discendenti è un disonore » andava ripetendo l'Elisabetta del Vangelo. Ma averli senza essere maritati è un'onta ancora più grande, pensa l'Elisabetta della nostra storia. Anche lei ha sentito il figlio « balzare » nel ventre, come la santa, quando Maria, la madre di Gesù, è andata a trovarla nella sua casa sulle montagne. Ma questo figlio « balzava » nascosto sotto il grembiule, quando stava in fabbrica a togliere le spolette dalla macchina. E « balzava » anche la domenica, mentre faceva il bucato nel cortile di Frauenfeld, sognando una gita a Meersburg, per guardare la Svizzera dalla Germania e magari per incontrare qualche bel giovanotto. Se il nome è uguale, tutto il resto è diverso da ciò che narra il Vangelo. Lo sa bene Maria Elisabetta Costa, mentre osserva la neve cadere nel nuovo giorno che si avvicina. Ricorda, e intanto i dolori del parto tornano a farsi sentire, che a Cencenighe i figli nascono fra agosto e settembre. Rientrano per

Natale, gli emigranti. È allora che riprendono fra le braccia le loro donne e le « conoscono », come dice la Bibbia. Che altro c'è da fare nelle lunghe serate di neve, di gelo e di tramontana, se non andare a fi lò per ascoltare, nel tepore della stalla, le vecchie storie o per recitare il rosario? O riparare nella stua le gerle di nocciolo? O squadrare nel legno le galòze (cioè gli zoccoli). O andare a letto a scaldarsi? Ma chi nasce per Natale può essere soltanto il figlio dell'infamia. Perché è stato concepito al l'ini zio della primavera, quando tutti, sposi e fratelli, sono già partiti. Così pensa Maria Elisabetta. E poi Antonio è venuto al mondo lontano da casa. Lontano dal presepe che sa di resina e di muschio. Lontano dallo scrosciare, a volte dolce a volte minaccioso, del torrente Biois. E senza un padre che lo prenda in braccio. « Come un cane bastardo per la strada. » Da qualche parte, giù verso il lago, il suono di una campana annuncia l'arrivo del giorno. I rintocchi vengono e vanno filtrati dalla neve. Mettevano in corpo una strana malinconia, le campane della chiesa di sant'Antone abate, al tempo della Novena. Stavolta però la giovane madre si sente più stanca che scorata. La città sta risvegliandosi sotto una coltre fredda. Chissà se anche a Cencenighe i tetti sono bianchi? Dove sarà Matteo Costa, con le sue galòze che battono cattive sulla neve ghiacciata? E Maria Bogo, sua moglie, starà gemendo nella stua della sorella a Forno di Canale? Ci sarà un crisantemo sulla tomba della nonna Giovanna? E Martino Soppelsa sta già risalendo verso i boschi per fare provvista di carbone? Queste e altre domande che noi non conosciamo passano per la mente della giovane donna. « Voglio dimenticare » pensa. Antonio, accanto a lei, quasi non respira. Che voglia lasciare questa valle di lacrime prima di aprire gli occhi e di vederla con tutte le sue brutture? Poi finalmente il sonno sorprende Maria Elisabetta. Come fa sempre. Senza neanche avvisarla. Lontano nel ricordo, accarezzato dai fiocchi, risuona il canto di una compagna di viaggio, mentre all'orizzonte il lago di Costanza manda i suoi primi riflessi di luce: « E l'eva l'alba e scomenza a s'ciarire / E le campane se sente a sonare / Togo partenza e no vòl pu cantare ».

Frauenfeld (1900)

Maria Elisabetta Costa è nata il 5 novembre del 1871 a Vila, cioè Villagrande, il cuore antico di Cencenighe, nel Bellunese. Risiede a Frauenfeld, dove fa l'operaia in una fabbrica. Guadagna due franchi e venti al giorno e ogni mese ne mette via sedici. Ha sempre dovuto occuparsi della casa, del pollaio e dell'orto. « A chi non ama le fatiche il terreno regala le ortiche » si dice dalle sue parti. Due volte al giorno è andata con la secchia alla brenta della Veronetta dove scorre l'acqua più buona del villaggio. D'inverno, dormendole accanto nel letto, ha ascoltato i rantoli della nonna Giovanna Carli nella stua foderata di legno. D'estate è salita da sola sulla malga Ai Lach, sopra Falcade, a portare il sale e a prendere la ricotta. Da lassù, mentre le vette delle Dolomiti si bevono l'argento del mattino, ha cercato con gli occhi il corso del Biois. « Un giorno partirò » si è detta tante volte, provando un brivido, mentre nel fondovalle le campane di San Simon davano i colpi dell'Angelus. « Voglio una vita diversa. » « Un'esistenza migliore. » « Un futuro tutto per me. » E tornando in basso, mentre le cime delle montagne si coloravano di rosa sotto i riverberi del tramonto, ha sentito qualcosa di strano: per la metà fatto di calore e per l'altra di dolore. « Un giorno partirò » ha ripetuto spesso. Poi si è messa a correre perché, quando comincia il buio, le streghe lasciano i loro tuguri. Ogni primavera ha seminato l'orzo. In agosto lo ha raccolto. In autunno lo ha battuto e lo ha tostato sul fuoco con la bala. Infine lo ha portato al mulino per farne polvere per il « caffè ». Aveva ragione Matteo Costa. Le cose le sapeva, avendo fatto mille mestieri: il muratore, il tagliapietre (cioè il tagliapietre), il minatore, il boscaiolo. Diceva volentieri: « Chi nasce fortunato gli piove sul culo anche quando è

seduto ». « Agli altri non piove dentro neanche se stanno col culo in su. » Non era a casa, quando è nata lei. La levatrice, Antonia Fontanive, ha messo la mamma su un carro e l'ha condotta a Vila a sgravarsi dalla nonna. Per lasciare un segno, davanti alla casa il taiapière ha posato una fontana scavata nella pietra di Mesaròz. Perché mai uno decide di emigrare, andava ripetendo Matteo, se non per ritagliarsi un poco di libertà e per risparmiare un gruzzolo? « Quando si è vecchi si mette su famiglia » concludeva. Di Maria Elisabetta non ci sono tracce negli archivi di Frauenfeld. Non serve un passaporto quando si viaggia in gruppo insieme al padrone della fabbrica. Molti sono gli stagionali delle Dolomiti che, superato il passo del San Pellegrino e risalendo l'Adige, attraverso il Regno austroungarico, arrivano a lavorare in Svizzera. Persone che perdono le radici. Un giorno qua e uno là. « Albero che no gh'ha raise mor presto... » Le carte narrano invece che la famiglia di Matteo Costa, « muratore », e di Maria Bogo, « villica », che per dieci lunghi anni ha fatto la ciòda nel Trentino, e che forse, dopo avere messo al mondo Antonio, ha dovuto lasciare il posto dov'era occupata, dall'estate del 1900 abita a Amriswil, una località a nord di Frauenfeld. Il 20 agosto, sono già trascorsi otto mesi dal parto, la nascita dell'« illegittimo » viene registrata anche nel comune di Vallada. Ora il segreto è pubblico e l'onta dei Costa è sulla bocca di tutti. Con chi vive, Maria Elisabetta? E Antonio sta ancora con lei? Oppure, durante il giorno, mentre lavora, se ne occupa qualcun altro? La moglie di un emigrante? La « culla » della fabbrica? O l'hanno già sistemato in attesa di una decisione? Da una balia? Dalle suore? In un istituto? E che può fare, sola com'è, una ragazza madre? Una « donna scostumata », come viene chiamata in questi casi. Anzi, vogliamo dirla tutta?, una « baldracca ». Molte pietre si sono rovesciate sulle sue spalle dopo il rientro dalla Frauenklinik. Ora Maria Elisabetta Costa è obbligata a pensare alla creatura che ha messo al mondo. Non potrà lasciare a lungo il figlio nelle braccia di altri. E soprattutto sa di dover fare i conti con il padre. Finita la stagione, verrà il tempo di rientrare nel Bellunese, se mai ci tornerà, e allora una cosa sarebbe certa: Matteo Costa ha già pensato a tutto. Manderà la « puttana » a fare la serva nel convento delle benedettine. Affiderà il « bastardo » a una famiglia del Cadore. In realtà la Fabrikarbeiterin un uomo ce l'ha. Si chiama Bonfiglio Antonio Domenico Laccabue ed è nato nel 1867 a Pieve Saliceto. Frazione di Gualtieri. In provincia di Reggio Emilia. Ha dunque trentadue anni quando viene al mondo il piccolo Antonio. Abita a Horgenbach, quartiere di Frauenfeld. Là ha incontrato Maria Elisabetta Costa che ha quattro anni meno di lui. Sotto il grembiule bianco a righe rosse, la sua divisa da operaia, un occhio attento potrebbe già scorgere un certo rigonfiamento... A dispetto del nome che porta, Bonfiglio non è uno stinco di santo. Anzi, è un poco di buono. Prima di andare sul cantiere non tralascia mai di bere il Kafi Träsch, un caffè trasparente fatto per metà con l'acqua bollente e la polvere solubile, e per l'altra metà con la grappa. Dopo il lavoro si ferma all'osteria a tracannare mosto fermentato e birra. Quando alza il gomito diventa ciarliero. Poi si mette a cantare con la sua voce rauca. Sempre la stessa canzone (« Si sente una tromba suonar / sono gli scariolanti leri lera / che vanno a lavorar »). Finché gli vengono le lacrime agli occhi. Infine alza i toni, con gli italiani, dappertutto li chiamano « Tschingg », perché giocando alla morra urlano sempre: « cinch », cioè « cinque », e, con il poco tedesco che mastica, con gli svizzeri. Dice ai connazionali: « L'Italia è meglio di questi posti maledetti ». Dice ai padroni di casa: « Al mio paese, a parte qualcuno, grasso come un porco, sono tutti miserabili ». « Ma c'è un calore fra la gente, c'è una generosità, che neanche vi sognate! » Non è uno stinco di santo, a dispetto del nome che porta, Bonfiglio Laccabue. Ma i santi, se ci sono, stanno nel paradiso, se c'è. Mentre gli uomini sulla terra portano tutti il loro fardello. Fatto sta che nel dicembre del 1900, quando Antonio ha oramai un anno, Maria Elisabetta scopre di essere di nuovo incinta. Stavolta non può concedersi di mettere al mondo un altro figlio senza un matrimonio. Altro che una « donna scostumata », allora! Altro che una « baldracca »! Altro che la cucina, l'orto e la cella del convento dei Santi Gervasio e Protasio a Belluno! L'ira di Matteo Costa e le lacrime di Maria Bogo si trasformerebbero in odio perpetuo. E l'uscio di casa, a Vila, già accostato per tre quarti, verrebbe chiuso per sempre. Sbarrate sarebbero anche le porte della fabbrica. « Cosa posso fare? » si chiede

disperata la giovane madre, mentre il primo anno del nuovo secolo sta per finire. Che le importa se ci saranno dei nuovi conflitti? O se il materialismo non verrà cancellato dall'anelito alla spiritualità? E delle rivoluzioni sognate dai socialisti? E dei voli pindarici degli idealisti? E delle guerre volute da chi fabbrica armi e cannoni? I miserabili, si sa, hanno ben altre cose a cui pensare... Rivede all'improvviso, Maria Elisabetta, la stanza della clinica di Zurigo e la neve che cade sul davanzale della finestra. Risente le parole della Schwester: « Schlafen Sie, jetzt! » « Come si può dormire? » Se Antonio è un impedimento, anche perché non sa come trovargli da mangiare, il figlio che porta nel ventre è una condanna senza appello. Nessuno più avrà pietà di lei. « Non mi restano che due cose da fare » pensa con raccapriccio: « Prendermi come marito Bonfiglio Laccabue, che mi ha messa incinta, e convincerlo a legittimare Antonio ». « Se lui non vorrà, dovrò liberarmi di Antonio. » « Mariavèrgine! » sussurra. Dove sono finiti i sogni che ha rivelato alla Madonna della Salute, nella chiesa di Caviola? Non può non pensare al proprio paese, Maria Elisabetta, nei momenti di scoramento. Non c'è sera che non pianga in silenzio. Il lavoro è faticoso per chi, appena messa al mondo una creatura, ne porta già un'altra nel ventre. Bonfiglio rientra quando la minestra è fredda. O parla troppo o non dice nulla. Antonio è trascurato. È pallido, magro e debole da far spavento. Chissà che il Signore, nella sua infinita bontà, non venga a portarselo via. Togliendolo a una vita che promette soltanto sofferenze. « Portalo con te, Mariavèrgine! » Per dimenticare il presente, Maria Elisabetta torna sempre a pensare, mentre è sola e sente un altro corpicino « balzare » nel ventre, alle cose belle e, per consolarsi, anche a quelle brutte che ha vissuto a Cencenighe. Rivede come in un sogno le cime che fanno da cornice alla sua infanzia: il monte delle Anime, lo Spiz de Mezodi, il Sanson, il monte Pelsa. Risente i richiami e le urla concitate dei menadàs, gli addetti alla fittuazione dei tronchi, che dai boschi, lungo il corso del Cordevole e del Biois, quando sono in piena, conducono il legname giù verso le segherie della pianura e le miniere di ferro di Agordo. Ricorda la brentana che dopo giorni di pioggia si è portata via, fra le urla e i pianti, alcune case, molte stalle, animali, vecchi e bambini (ma dov'era quella volta l'abate Antone, il santo protettore della gente e degli animali? Dov'era la sua bontà? Perché non aveva impedito alle streghe di provocare la tempesta? Qualcuno, dentro un chicco di grandine, aveva notato un capello...) Ritrova la gioia dei pavarù, i fuochi accesi alla vigilia dell'Epifania, appena fa buio, con la speranza di un ricco raccolto. Riassapora il gusto affumicato dei gnocchetti con la ricotta). Rivive il formicolio delle piazzette e delle osterie di Cencenighe, la domenica mattina, dopo la Messa, specie d'inverno. Sempre piene di emigranti, di contadini, di pastori, di taiapière e di menadàs. Di vecchi minatori senza il lume della ragione, per via del mercurio respirato nelle gallerie. E anche, almeno quando scendevano dalle montagne, di carbonè. Tutti neri di fuliggine e odorosi di bosco. Come Martino Soppelsa. « Portalo con te, Mariavèrgine! »

Amriswil (1901)

Amriswil è un piccolo villaggio, con il campanile dal tetto lungo, sottile e appuntito (sono tutti uguali i campanili della Svizzera nordorientale), la chiesa, spoglia e luminosa, la piazza del municipio, le case modeste e ordinate, la stazione ferroviaria, un piccolo stagno circondato dai canneti, i prati verdi di erba grassa e gialli di fiori, i frutteti. L'orizzonte è ampio e luminoso. Non ci sono montagne o pianure, ma solo colline e campagne. Più in là si intravede la cittadina di Romanshorn e, sullo sfondo, il lago di Costanza. « Com'era chiuso il mio paese » pensa spesso la donna. « Le vecchie dimore di Villagrande, addossate una sull'altra. » « L'odore stagnante del fumo. » « I due torrenti che lo chiudono a valle, come le mura di una prigione. » « Le montagne che gli fanno ombra togliendo luce al cielo. » « Qui puoi guardare lontano. » « È un'emozione che non ho mai provato da ragazza. » «

Com'era chiuso il mio paese. » « Qui puoi guardare lontano. » Bonfi glio la raggiunge. Chi può dire qualcosa se un uomo e una donna vivono nello stesso locale, mangiano alla stessa tavola, dormono nello stesso letto? Gli immigrati non sono gente normale. Devono adattarsi a tutto: alla miseria, alla promiscuità, alla sporcizia, alle liti del giorno e agli schiamazzi della notte. Fatto sta che in dicembre, già lo sappiamo, Maria Elisabetta scopre di essere nuovamente incinta. « Mariavèrgine! » aveva esclamato l'anno prima, « che ne sarà di me, ora che non ho più desideri e neanche sogni? » « Cosa penseranno a Vila? » Stavolta mormora angosciata: « Mariavèrgine! » « Mi sono messa in un altro pasticcio! » « Essere una ragazza madre, sola per il mondo, è terribile. » « Tutte possono sbagliare. » « Ma avere due fi gli da due uomini diversi non è un inciampo del destino. » « Diranno tutti che sono una zoccola! » La sera del 2 luglio del 1900, è un lunedì, una folla mai vista prima si raduna sulle rive del lago. C'è da ammirare, nel cielo terso dell'estate, il primo evento del nuovo secolo. Il volo di una « macchina volante ». Qualcuno, per prudenza, si tiene a distanza, imbandendo la tavola con salsicce, formaggi e mosto fermentato. Altri portano le chaise longue per stendersi sotto il sole tiepido del tramonto. Mai come allora è bello farsi accarezzare dalla brezza. Altri si accalcano sui pontili di legno o vagabondano sulle barche a remi. I più benestanti hanno preso posto a bordo dei vaporetti Bregenz e Caroline, da dove giunge il suono festoso delle orchestre danzanti, e scrutano l'orizzonte con il cannocchiale. « Quando arriverà il prodigio volante? » si chiedono in molti. « Andrà tutto per il meglio o succederà qualcosa di tragico? » si domandano alcuni. « Verrà ricordato per sempre questo giorno » pensano altri con sicumera. « Potremo dire: c'eravamo anche noi! » Ognuno guarda verso l'orizzonte, sopra il lago che non respira per l'emozione, dalla parte della Germania. La tensione cresce. Le voci si fanno più concitate. I bambini sfogano l'impazienza rotolandosi lungo i pendii. Le donne ripongono i resti della cena nei cavagni di vimini. Gli uomini versano nel bicchiere un altro sorso di sidro. Ognuno guarda verso l'orizzonte. L'aeronave Z 1 appare come d'incanto mentre le campane nei villaggi, sulle rive del lago, si mettono a squillare. Sembra la punta di un fi ammifero. Avvicinandosi timidamente, la strana palla diventa sempre più grande. Mostra infine i fi anchi e rivela l'intera sua lunghezza. Pare un pesce con le ali. Tutti alzano le braccia verso la « macchina volante ». Tutti si chiedono in coro: « Come farà a stare in aria? » Migliaia di spettatori osservano stupiti l'enorme pallone affusolato che li scruta dal l'alto. Una nave lunga cento metri che ondeggia lentamente. « È un miracolo » dice un uomo ricambiando i saluti che alcuni coraggiosi mandano da due barchette appese all'oggetto galleggiante. « Cosa dovremo ancora aspettarci? » aggiunge un altro guardandosi intorno smarrito: « A me queste novità fanno paura ». « Oggi quella gente ti saluta con le mani » interviene Bonfi glio che con Maria Elisabetta, il fi glio di lei e altri emigrati ha trovato posto su una spiaggia. « Domani ti getta addosso le bombe. » Avvolto in un panno, Antonio segue con lo sguardo il dito della madre che gli indica il prodigio. Sembra però attratto piuttosto dal l'azzurro intenso dell'aria. Nessuno, pensa la giovane emigrata, fra i contadini, i pastori, i taiapière, i menadàs e i carbonèr che la domenica si riuniscono nelle osterie di Cencenighe, per parlare dei lavori, del Re e della Regina, della crisi e degli scioperi, di una guerra che forse arriverà, che alcuni vogliono e altri no, nessuno ha mai visto né mai vedrà una cosa del genere. Per un quarto d'ora lo Zeppelin volteggia leggero sopra le teste di migliaia di persone. Poi si abbassa pian piano e ammara sul l'acqua. Chissà che direbbe Martino Soppelsa? Si può mai credere, senza averlo visto con i propri occhi, che alcuni arditi possano volare in un pallone alto quasi come il monte Pelsa e lungo più di tutta Villagrande? Senza rischiare di rompersi l'osso del collo? Matteo Costa esclamerebbe: « Ci dev'essere un trucco! » La « villica » Maria Bogo si coprirebbe gli occhi per non vedere il marchingegno del diavolo. « Le cose moderne non mi piacciono » direbbe facendosi il segno della croce. La nonna Giovanna, pace all'anima sua, commenterebbe: « Oggi salgono verso il cielo. Domani chissà... » Maria Elisabetta invece è invasa da un sentimento mai provato. Un misto di emozione e di tristezza. Il piccolo Antonio non sa staccare gli occhi da quell'enorme uccello che si libra nel cielo azzurro della sera. Bonfi glio le sta accanto e non trova parole. È diverso dal l'uomo

che ogni sera torna a casa stralunato. « Quand'è che regoliamo la nostra convivenza? » azzarda allora lei. Il 18 gennaio del 1901, giorno di santa Liberata, Bonfi glio Laccabue e Maria Elisabetta Costa si uniscono in matrimonio nel municipio di Amriswil. La donna, analfabeta, firma il registro con due croci. Veste l'abito della festa: una camicia di pizzo, una gonna di velluto verde e nero, e un mantello di lana. Bonfi glio sembra un altro. È andato dal barbiere e si è fatto prestare la giacca e la cravatta. Non hanno nulla di attraente i nostri eroi. Non è bella, la sposa. Non ha ancora compiuto i trent'anni e già è segnata dal tempo e dalle privazioni. Non fosse per i capelli, ricci e rigogliosi, sembra già vecchia. Anche Bonfi glio è un miserabile. Cammina in maniera goffa, è piccolo, gli mancano alcuni denti. Miseria più miseria non può fare che miseria. È un venerdì, nevicata forte e il vento solleva sciarpe e cappelli. Niente carrozza agghindata, niente corteo di damigelle, niente concorso di invitati e di curiosi, nessuna banda musicale. Neanche l'Esercito della Salvezza si è scomodato per intonare un brano. Sono poveri in canna i Laccabue. E sono forestieri. Anzi, sono soltanto dei Tschingg. Ad aspettare in piazza, sotto la torre del l'oro lo gio, c'è qualche compagno di bevute dello sposo e qualche amica di chiacchiere della sposa. I maschi hanno con sé una manciata di riso. Le femmine un piccolo mazzo di fiori secchi. Poi, tutti insieme, vanno a brindare al Gasthaus Bären. Chissà che qualche giorno dopo la cerimonia Maria Elisabetta non trovi il tempo per telegrafare la notizia a casa. « Mi sono maritata » comunicherà a Matteo Costa e a Maria Bogo. Non una parola di meno e neanche una virgola di più. Il telegrafo costa e poi basta la notizia. « Meno si dice e meglio è. » Chissà che più avanti, intanto la rabbia a Vila si sarà sbollita un poco, la signora Laccabue non chieda a qualcuno di scrivere una lettera. Racconterà di sé, del marito, del lavoro in fabbrica, della salute, del figlio che ha messo al mondo a Zurigo e di quello che partorirà, stavolta non c'è nulla da nascondere, all'ospedaletto di Frauenfeld. Per ora lasciamo andare le cose come vanno. Per il poi ci pensa Dio. C'è un tempo per vivere. E un tempo per morire. La coppia vive in un modesto casolare a Hemmerswil. A un tiro di schioppo da Amriswil e a un altro da Egnach. Dalle finestre, nel tardo inverno, si ammira il blu cobalto del lago. E, oltre il pelo liscio dell'acqua, si intravedono le coste e i paesi della Germania. Laggiù a sinistra c'è Costanza, di fronte Meersburg e dall'altra parte Lindau. Abiterà con i Laccabue il piccolo Antonio? Oppure è già stato abbandonato? In un orfanotrofio o in un asilo per bimbi poveri? Ora che lo ha sposato e che vede la pancia crescere, Maria Elisabetta chiede al marito: « Legittimo Antonio! » « Così mi togli un peso dalla coscienza. » « Dovrei riconoscere quello sgorbio? » pensa Bonfi glio. « Non corre una goccia del mio sangue nelle sue vene! » Allora risponde: « Hai mai pensato di darlo in adozione? Avrò sempre un piatto di minestra ». « È magro da fare paura » obietta la madre. « La pelle è giallastra e lo sguardo è assente. » Bonfi glio si intestardisce e torna a ripetere: « Hai mai pensato di darlo in adozione? » « Lo sgorbio. » Ai tempi della nostra storia, però, le adozioni in Svizzera sono molto rare. Riguardano soprattutto i bambini elvetici rimasti orfani o abbandonati dalle famiglie. In questo caso, invece, una madre naturale c'è e la nascita è stata regolarmente registrata. L'infante ha un nome, Antonio, un cognome, Costa, e una nazionalità, quella italiana. I Laccabue possono sempre tornare in patria. Ci penserà il comune, Gualtieri o Cencenighe, a mantenere il bambino. Maria Elisabetta non vuole abbandonare il figlio. « Ma che ti costa? » insiste con il marito: « Abbiamo una vita davanti ». « Dagli il tuo nome. » « Ora è anche il mio. » « Abbiamo solo da guadagnarci. » « Una famiglia in regola ottiene più facilmente il permesso di dimora. » « Siamo degli stagionali. » « Dagli il tuo nome. » « Ora è anche il mio. » Maria Elisabetta non pensa di tornare a Cencenighe. Dovrebbe scontrarsi con troppe cose sgradite. Pettegolezzi. Ferite mai rimarginate. Sogni perduti. Paure. Risentimenti. Dolori. Che cosa farebbe, poi, se incontrasse la domenica, sul sagrato di sant'Antone abate, Martino Soppelsa? Che cosa racconterebbe al carbonaio mentre lo guarda negli occhi? « Se ti capitasse qualcosa, qui in Svizzera, nessuno potrebbe negare un aiuto alla madre sola di due bambini » dice al marito. « La mamma di Antonio e di quello che sta per nascere. » « Le autorità apprezzeranno la tua decisione. » « È una persona perbene, Bonfi glio Laccabue. » « Diverso dagli italiani che si ubriacano e che molestano le donne. » « Questo è un

operaio onesto. » « Un vero padre di famiglia. » « Un uomo capace di prendersi delle responsabilità. » Così il 10 marzo del 1901, meno di due mesi dopo avere celebrato le nozze, l'ufficiale di stato civile firmò ad Amriswil anche l'atto di legittimazione del « mostro ». Antonio Costa, che ha quindici mesi, viene riconosciuto ufficialmente da Bonfiglio Laccabue. D'ora in poi, e fino alla morte, porterà sul passaporto un cognome che imparerà presto a odiare. Quello del patrigno. In Svizzera, come in Italia, nei documenti, nelle scuole, negli ospedali, nei manicomi e nelle questure, sarà per tutti Antonio Laccabue.